Paed.pr.
4461
v

Paed. pr. 4461 v

<36625097560011
<36625097560011
Bayer. Staatsbibliothek

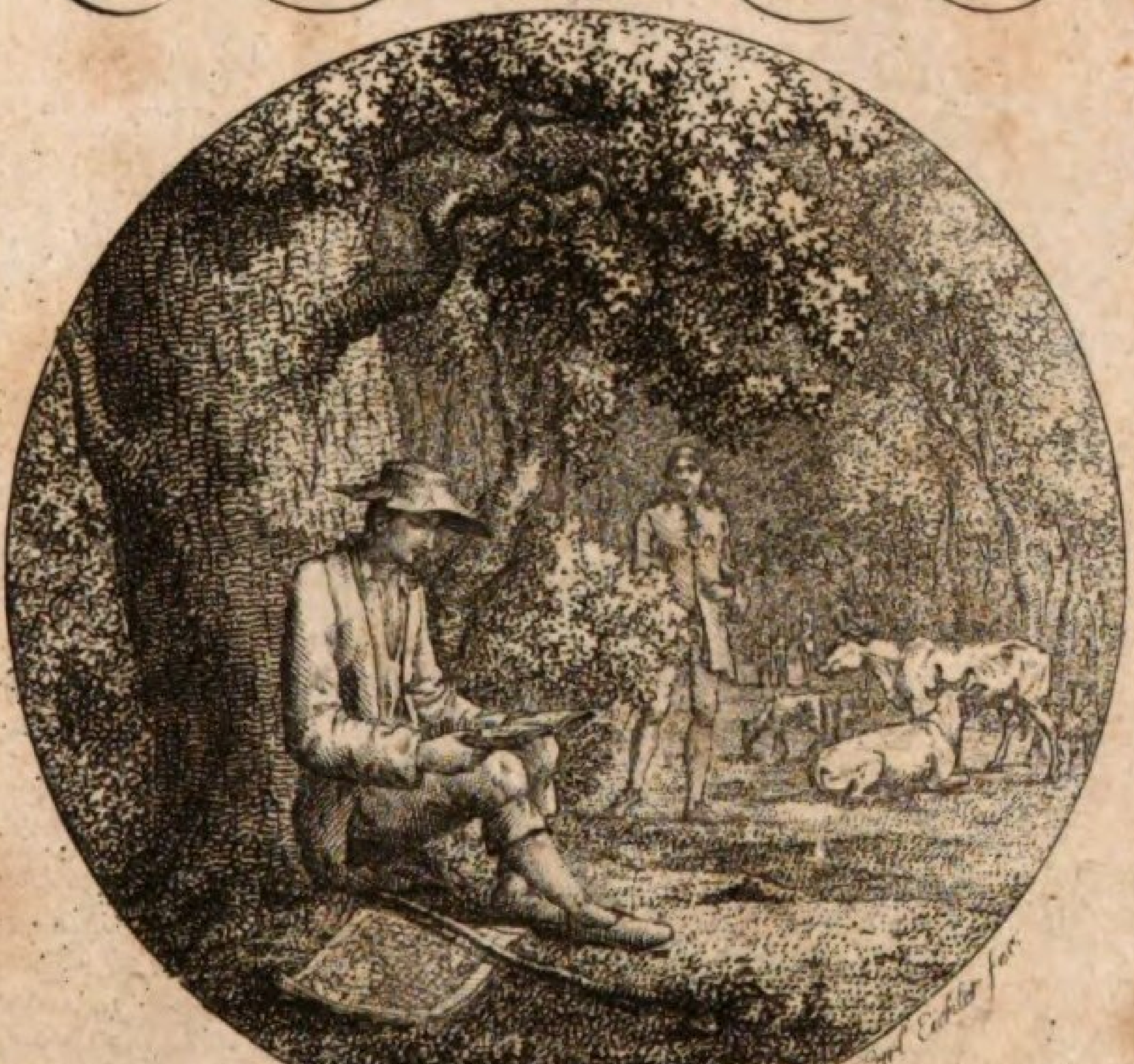
Müller 1866.

Erzählungen,

RÜHRENDE und LEHRREICHE,

für

die Jugend.



München. 1818.

bey Joseph Lindauer.

07/03/26

Rührende und lehrreiche

Erzählungen

für

die Jugend.

Zweyte, vermehrte Auflage.

München, 1818.
Bey Joseph Lindauer.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage und die wiederholten Nachfragen nach Exemplaren bestimmten den Herausgeber, vorzüglich bey den ihm darüber von mehreren Seiten zugegangenen Aufmunterungen, eine neue, verbesserte, und vermehrte Auflage zu veranstalten. Daß die Jugend Erzählungen am liebsten lese, davon ist diese neue Ausgabe der sprechendste Beweis. Aber freylich müssen es zweckmäßige Sammlungen seyn, Sammlungen, in denen das jugend-

liche Herz durch edle und rührende Beyspiele erwärmt wird, keine trockenen Sittenlehren, wie schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe bemerkt wurde. Nur im lebendigen Bilde zu ihrem Kopfe und Herzen sprechende Lehre ist ihnen willkommen, und so nur wird ihnen die Geschichte die Lehrerinn der Lebensweisheit und Tugend. Und so darf auch der Herausgeber dieses Büchelchens wohl nicht zweifeln, daß es immer mehr und mehr zur Verbreitung edler Gesinnungen beytragen werde, was er herzlich wünscht.

Der Hirtenknabe.

In dem Jahre 1695 wurde Valentin Jameral Duval zu Artonay, in der französischen Provinz Champagne, geboren. Artonay ist ein kleiner Marktflecken, der aber damals schon so herunter gekommen war, daß er einem geringen Dorfe ähnlich sah. Alle Häuser waren mit Stroh gedeckt, und die Einwohner lebten in Dürftigkeit. Seine Aeltern waren Bauersleute, und sein ganzer erster Unterricht bestand darin, daß er einige Gebethe, und etwas aus dem Katechismus auswendig lernte. Er war bereits acht oder neun Jahre alt, als er zum ersten Male, da er zufällig bey dem Pfarrer des Ortes sich befand, weißes Brot zu Gesichte bekam, welches er für etwas ganz Außerordentliches hielt, da ihm bis jetzt nur grobes, schwarzes Brot bekannt war. Eben so wenig wußte er etwas von Bekleidung der Füße. Er ging barfuß, weil ihm die Holzschuhe, die dort gewöhnlich sind, zu unbequem waren. Schon als Kind liebte er Ruhe und Einsamkeit. Ein Streit unter seinen Gespielen war ihm etwas Schreckliches; und

da deren immer welche vorfielen, so vermied er ihre Gesellschaft, und vergnügte sich allein in Gebüschen und alten Gemäuern, horchte auf den Gesang der Vögel, lag oft an kleinen Wasserfällen, fühlte Vergnügen an dem Rieseln der Bäche, und dem Säuseln des Schilfrohrs, ohne eigentlich zu wissen, warum, oder jagte nach Schmetterlingen. Einen schönen Baum, ein anmuthiges Wäldchen, eine angenehme Landschaft konnte er oft stundenlang ansehen.

Bisher hatte auch Duval seine Lebenszeit ausserordentlich vergnügt hingebracht. Allein das änderte sich, da ihm seine Mutter einen Stiefvater gab, der wohl eine menschliche Gestalt, aber keine menschlichen Gefühle hatte. Er mißhandelte den armen Knaben so, daß es ein Wunder war, daß er nicht an Leib und Seele verunstaltet ward. Unter allen Qualen, die er zu erdulden hatte, war jedoch der Hunger die gewöhnlichste. Er litt eines Tages außerordentlich, sah in einem benachbarten Garten abgefallene Aepfel liegen, stieg, um seinen Hunger etwas zu stillen, über die Hecke, und fiel gierig über das Obst her. Allein der Eigenthümer kam herbey, und Duval mußte sein Heil in der Flucht suchen.

Er hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen: das väterliche Haus zu verlassen, um der harten Behandlung seines Vaters zu entgehen.

Da er jetzt glauben mußte, daß ihm sein Stiefvater auf das härteste begegnen würde, wenn er hörte, daß er in des Nachbars Garten gestiegen sey, so beschloß er: den Gedanken sogleich auszuführen; und lief, so sehr er konnte, ohne sich auch nur Ein Mal umzusehen, länger als eine Stunde, querfeldein, bis er endlich ein Gebüsch erreichte, in das er hastig eindrang, weil er sich noch immer verfolgt glaubte. In der Hitze, und bey der Dunkelheit des Gebüsches, da es schon allmählig Abend zu werden begann, stürzte er plötzlich mit dem Kopfe in eine mit Schlamm angefüllte Wolfsgrube. Leicht hätte er da sein Grab finden können, denn da der Schlamm zäh und tief war, so gelang es ihm nur mit großer Mühe, sich heraufzuarbeiten. Wie ängstlich und bange ward ihm aber, da er bemerkte, daß die Wände der Grube von allen Seiten steil wären, und es unmöglich zu seyn schien, wieder heraus zu kommen. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, da es nun Nacht wurde, und er, bey aller Bemühung, keinen Ausweg finden konnte. Erschöpft blieb er auf dem Schlamme liegen. Wie er diese Nacht zubrachte, ist leicht zu erachten. Weil er die Ohnmacht nicht kannte, so glaubte er, zu sterben. Allein er erwachte bey Anbruch des Tages wieder, untersuchte die Wände seines Gefängnisses aufs neue, und wer beschreibt seine Freude, als er fand, daß es doch nicht unmöglich sey, durch Hülfe ei-

niger Kräuterbüsche herauszukommen. Der Versuch ward gemacht, und — mißlang. Er war durch Hunger, Anstrengung, und Frost zu sehr erschöpft, und wie er schon am obern Rande sich glaubte, verließen ihn seine Kräfte, und er rollte wieder in die Pfütze hinab. Allein die Furcht zu verhungern, munterte ihn zu einem neuen Versuche auf. Er ward gewagt, und — gelang. Seine dankbaren Empfindungen zu Gott, als er heraus war, fanden keine Worte. Er hob seine Augen zum Himmel, und küßte dann die Erde. Er sah schrecklich aus, denn er war über und über mit zähem Schlamme überzogen, und sah keinem Menschen mehr ähnlich. Es hinderte ihn im Gehen. Und als er, nach einer Viertelstunde, an einen Mühlgraben kam, so sprang er, wie er war, hinein, und suchte sich, so gut als möglich, zu reinigen. In diesem Zustande traff ihn der Müller. Und da es gar keine Jahreszeit zum Baden war, so fragte er ihn, wie er denn am frühen Morgen ins Wasser komme. Allein Duval konnte vor Frost und Erstarrung nicht antworten. Thränen allein zeigten dem Müller das Elend seines Zustandes. Dieser ward gerührt. Er nahm ihn mit sich nach Hause, brachte ihn in ein Bett, ließ seine Kleidungsstücke trocknen, und gab ihm ein Stück Brot, welches er mit der höchsten Gierigkeit verschlang. Diesem folgte ein zweytes, und er würde gewiß noch mehr

gegessen haben, wenn ihm der Müller noch mehr gegeben hätte. Lange blieb er in einem stummen Nachdenken über sein Schicksal, und weinte sehr, bis ihn endlich der Schlaf überfiel. Er schlief mehrere Stunden in Einem fort, und fühlte sich bey dem Erwachen wieder ganz hergestellt. Er erzählte nun dem gutmüthigen Müller sein Unglück; aber wer, und woher er sey, verschwieg er sehr sorgfältig, weil er befürchtete, man möchte ihn seinem Stiefvater ausliefern. Der Müller fragte ihn endlich, wohin er wolle, und Duvals Antwort war: nach Paris.

Und dieses war wirklich sein Vorsatz, der durch die sonderbaren Vorstellungen, die er sich von Paris machte, veranlaßt worden war. Er hatte von seinen Gespielen, die wohl eines bessern Unterrichtes genossen, aber dennoch eben nicht ganz richtige Begriffe von ihrer Hauptstadt hatten, gehört: daß Paris wohl drey bis vier Mal größer sey, als sein Geburtsort, daß die Straßen dort gepflastert wären, und es mehr als zwanzig fast eben so große Häuser, wie die Kirche zu Artonay, da gäbe. Dieß schien ihm ungeheuer, und er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß die Leute in Paris auch sehr groß seyn müßten, weil sie so große Häuser hätten. Einen eben so sonderbaren Begriff machte er sich von dem Könige. Weil er hörte, daß er über so viele Menschen regiere, so glaubte er, er müßte von einer riesenmäßigen Größe seyn, worauf er des=

halb verfiel, weil der Bürgermeister in seinem Dorfe zufällig größer war, als die übrigen Einwohner. Die Stimme des Königs dachte er sich dem Donner ähnlich, und stellte sich ihn überhaupt als eine Gottheit vor, so daß er auch fragte: ob er sichtbar sey, und ob man sich ihm nähern könne. Alle diese sonderbaren Vorstellungen waren Veranlassung, daß er nach Paris wollte.

Den folgenden Tag schickte der Müller sechs Esel mit Kornsäcken nach dem nächsten Orte, und erlaubte Duvaln, seine Reise dahin auf einem Esel fortzusetzen. Er schenkte ihm einen alten, mit Mehl bestäubten Hut, weil er den seinigen in der Pfütze verloren hatte. Man denke sich nun einen Bauernknaben, die Quere auf einem Esel, mit bloßen Füßen, zerschlagenem, braunem und blauem Gesichte, in welches Büschel schwarzer, glänzender Haare herabhiengen, und auf dem Kopfe einen bestäubten Hut, groß wie ein Sonnenschirm. Das Reiten bekam ihm aber nicht am besten, denn in einem Dorfe, nicht weit von Troyes, der ehemaligen Hauptstadt von ganz Champagne, fiel ein Hund seinen Esel an, dieser schlug nach demselben, und warf seinen Reiter, nebst den Kornsäcken, ab, so daß Duval unter denselben lag, und sein linker Arm sehr gequetscht wurde. So groß auch seine Schmerzen waren, so setzte er doch seine Reise fort. In Troyes nahmen sich einige mitleidige Menschen seiner

an, die ihn in ein Spital brachten, wo eine Anzahl Greise verpflegt, wo Kranke aufgenommen wurden, und wo vorzüglich eine Erziehungsanstalt für arme Kinder war. Hier blieb Duval nicht nur bis er wieder hergestellt ward, sondern auch den ganzen Winter über.

Bisher hatte er sich keine andere Ursache des Todes denken können, als den Hunger, und es kam ihm sehr wunderbar vor, daß ein junger Mensch, den er hier krank fand, nicht essen wollte. Er fragte ihn ganz offenherzig: warum er denn freywillig sterben wolle. Und unbegreiflich war es ihm, als ihn jener versicherte: er könne nicht essen. Er glaubte: der Mensch müsse immer so große Eßlust haben, wie er. Als hierauf der Kranke starb, so schalt er ihn eigensinnig, und glaubte fest, daß er selbst die Ursache seines Todes sey, weil er nicht gegessen habe. Doch wie er sich in der Folge mit einigen Greisen bekannt machte, und eben so neugierig fragte, wie es denn käme, daß sie so viele Runzeln im Gesichte, so wenige und ganz weiße Haare hätten, und so schwach wären, so lernte er freylich auch eine andere Ursache des Todes kennen. Er hatte nämlich nicht daran gedacht, daß alle alten Leute so jung, wie er, gewesen wären, und daß auch er so alt und hinfällig werden könne, wie sie. Zugleich fand er an einem dieser Greise einen liebreichen Lehrer, der ihm einen deutlichen Begriff

von der Zeit machte, und ihn den Unterschied und die Fortschritte der Tage und Jahre lehrte. Diese wenigen Kenntnisse erregten bey dem Knaben eine ungemeine Freude, und einen heftigen Trieb, immer mehr zu wissen und zu erfahren. Er fragte mehrere Greise wegen vielerley Sachen, wurde aber nicht von allen gleich gut aufgenommen. Er besuchte öfter den Saal, wo die armen Knaben in allerley Arten von Handwerken unterrichtet wurden, und fand hier unendlich viele Nahrung für seine Neugierde. Diese trieb ihn aber zu weit, weil er nicht nur nach ihren Beschäftigungen fragte, sondern auch, wer ihre Aeltern sey'n, und wie sie hierher gekommen wären, und dergleichen. Diese Neugierde, die freylich oft bis ins Unbescheidene ging, verursachte öfter Unordnungen unter den Knaben. Es wurden Klagen an die Vorgesetzten gebracht, und Duval ward aus dem Spitale fortgeschickt.

Nun fiel ihm wieder Paris ein. Und da er aus seinem bisherigen Aufenthalte verwiesen war, so beschloß er: seine Reise dahin fortzusetzen. Zufällig kam er an eine Kirche, in der eben die Orgel gespielt wurde. Diese Musik war ihm ganz neu. Voll Neugierde eilte er hinein, gaffte verwunderungsvoll nach der Gegend hin, woher die ungewöhnlichen Töne kamen, und vergaß darüber, seinen Müllerhut abzunehmen. Er war auch so er=

staunt, daß er es nicht bemerkte, daß sich ihm Jemand nähere, und kam da erst zu sich, als er eine derbe Ohrfeige erhielt, und sein Hut weit vor das Kirchenthor auf die Strasse hinausgeschleudert wurde. Er machte sich nun fort; und wie er seinen Hut wieder aufhob, bemerkte er erst, daß die Straße gepflastert sey. Seine Freude darüber war grenzenlos, denn er glaubte nun nichts mehr noch weniger, als schon in Paris zu seyn. Seine Vorstellung von dem Könige vergrößerte sich jetzt noch mehr, als er darauf fortwandelte, und, auf seine Erkundigung, hörte, daß der König, zur Bequemlichkeit der Reisenden, die Straße bis Paris, dreyßig Meilen weit, habe pflastern lassen. Er wanderte so lange fort, bis ihn die Müdigkeit zwang, unter einem Baume auszuruhen. Nicht lange war er jedoch unter demselben gelagert, als er eine, ihm ganz neue, Figur auf sich zukommen sah. Er erschrack darüber so sehr, daß er beynahe die Flucht ergriffen hätte. Die Figur war ein Kapuzinermönch, der von einer Wallfahrt nach Rom zurückkam. Noch nie hatte er einen dergleichen Mönch gesehen, und hätte er ihn nicht einen ihm bekannten Gesang anstimmen gehört, er würde gewiß nicht gewartet haben, bis er ihm näher gekommen wäre. Nun fand aber seine Neugierde große Nahrung. Er fragte ihn bald um dieses, bald um jenes, warum er so sonderbar sich kleide, und dergleichen. Der Kapu-

ziner beantwortete alle seine Fragen: und Duval hörte jetzt zum ersten Male, daß es ein Land gebe, welches Italien heiße. Es ist nicht zu beschreiben, mit welcher Verwunderung ihn dieses alles erfüllte. Frankreich war ihm bisher die ganze Welt gewesen, und selbst von diesem Lande und seiner Größe hatte er keinen deutlichen Begriff. Die Erzählungen des Mönchs legten bey ihm den ersten Grund zu seiner Neigung für die Erdebeschreibung, der er in der Folge auf eine sehr sonderbare Art Genüge that.

Die Nacht über blieben unsre beyden Reisenden in einem Dorfe. Wie traurig ward aber Duval, als er am Morgen hörte, der Kapuziner sey bereits abgereiset. Der fromme Mann hatte ihm ein Stück Brot und etwas Geld, in ein Stückchen Papier eingewickelt, weil dergleichen Mönche kein Geld berühren dürfen, zurückgelassen. Es war das erste Geld, welches er in Besitz bekam. Allein der Verlust seines Gesellschafters schmerzte ihn so sehr, daß er nicht die geringste Freude darüber empfand Er setzte nun ganz traurig seine Reise allein fort, und kam gegen Abend bey einem Schloße an. Der Eigenthümer desselben war mitleidig genug, ihm ein Nachtlager und ein Abendbrot zu geben. Aber der Knabe war so betrübt, daß ihm nichts recht schmecken wollte. Man befragt ihn um die Ursache: und als Duval sein ganzes Schick-

sal aufrichtig erzählt hatte, so machte man ihm den Antrag, hier zu bleiben, und die Lämmer zu hüten. Duval, des Wanderns müde, willigte in den Antrag.

Es gefiel ihm aber hier in keiner Rücksicht. Ihm fehlte vor allen Beschäftigung. Und da er bey dem Lämmerhüten keine fand, so lief und jagte er mit den Lämmern, und zwanz sie zu Kapriolen und Sprüngen, woran er sich herzlich vergnügen konnte. Bey diesem Zeitvertreibe sprang ihm aber ein Mal ein Lamm in der Hitze in einen Ziehbrunnen, der in der Gegend sich befand. Das Thier, welches ihm Vergnügen gemacht hatte, konnte er unmöglich ertrinken sehen. Er ergriff daher das Seil, woran die Wassereimer in den Abgrund hinab gelassen wurden, und wollte sich selbst, mit Hülfe desselben, hinunter lassen. Vermöge seiner Schwere kam er aber etwas geschwind hinab, und einige Ellen unter das Wasser. Er ließ jedoch das Seil nicht fahren, und rettete, vermittelst eines Balken, der unten angebracht war, sich und das Lamm vor dem Ertrinken. Allein wie sollte er nun wieder aus dem tiefen Brunnen herauskommen? Er zitterte vor Frost, und mußte besorgen, daß er vor Erstarrung sich nicht würde lange halten können. Er rief zwar nach Hülfe: allein wer sollte ihn hören? Zufällig kam jedoch jemand, um Wasser zu holen, und so wurde Rath geschafft,

ihn, sammt dem Lamme, noch zur rechten Zeit herauszuziehen. Die Folge davon war, daß ihm der Pächter einen derben Verweis, und des andern Tages den Abschied gab.

Er war nun wieder brotlos. Da beschloß er: auf der gepflasterten Straße seine Reise nach Paris fortzusetzen. Er kam gegen Mittag nach Nogent an der Seine, bey welcher Stadt eine steinerne Brücke über den eben genannten Fluß führt. Er sah hier die ersten Schiffe, und glaubte, alles sey Blendwerk. Er stand, und staunte, und konnte nicht begreifen, wie solche Gebäude auf dem Wasser schwimmen könnten, da doch ein kleiner Stein schon untersinke. Das Wunderbarste war ihm aber das, daß er alle Leute, die über die Brücke gingen, ganz gleichgültig dabey sah.

Er setzte seine Reise fort, und kam in eine herrliche Gegend, die ihm überaus wohl gefiel. Er stieg auf einen Baum, sah schöne, von Bächen durchschnittene, Wiesen, Felder, Hügel, Gebüsche, Dörfer, Schlößer, und konnte sich nicht satt daran sehen. Er hatte Lust, hier zu bleiben, und wanderte auf das nächste Dorf zu, wo er dem Pächter eines Schloßes seine Dienste für den bloßen Unterhalt antrug. Sein Antrag ward angenommen, und er erhielt eine Heerde indianischer Truthühner *) zur Aufsicht.

*) Ihr Vaterland ist Nordamerika. Erst nach der Entdeckung Amerika's wurden sie nach England und

In dieser schönen Gegend befand er sich überaus glücklich. Er wählte sich gewisse Lieblingsplätze, Bäume, und Hügel, wo er sich ganz zufrieden fühlte, so armselig auch sein äußerer und innerer Zustand war. Auch versäumte er keine Gelegenheit, wo er durch Fragen etwas lernen konnte. Nichts ließ er vorbey, was ihm vorkam, ohne es zu untersuchen, und Nachricht davon einzuziehen. Allein seine Zufriedenheit dauerte auch hier nicht lange. Er war nämlich einem Hahne aus seiner Heerde besonders gewogen, weil er sich vorzüglich an ihn gewöhnt hatte. Er fütterte ihn, zierte seinen Hals mit Blumenkränzen, und nahm mehrere Tändeleyen mit ihm vor. Zur Arntezeit hatte er aber den unüberlegten Einfall, seinem Lieblingsthierchen sein altes, abgetragenes Röckchen anzuziehen, und selbes mitten unter die Heerde zu jagen. Die ganze Heerde gerieth darüber in einen so heftigen Schrecken, daß sie sich augenblicklich zerstreute. Der Hahn machte nun so gewaltige Sprünge, daß Duval sich vor Lachen nicht zu fassen wußte. Was ihn aber am meisten freute, war, daß die Leute auf dem Felde, welche die Kapriolen des Hahns in der Ferne sahen, ihn für ein Ungeheuer hielten, und sich zum Theile versteckten, zum Theile endlich mit Sensen, Rechen, und Heugabeln bewaffne-

---

Frankreich gebracht, und König Karl IX soll bey seiner Hochzeit (1570) den ersten gespeiset haben.

ten, um auf das Ungeheuer Jagd zu machen. Die Verwunderung und das Gelächter dieser beherzten Leute kann man sich leicht vorstellen, wie sie endlich an einer dichten Hecke den Hahn, den sie wohl gar für einen fabelhaften Lindwurm gehalten hatten, liegen fanden, wo er aus Ermattung gestorben war. Der Erfolg dieser Posse bestand darin, daß Duval, so sehr er sich auch zu entschuldigen suchte, seinen Abschied von dem Pächter erhielt. Es fiel ihm außerordentlich schwer, diese schöne Gegend zu verlassen. Er besuchte noch ein Mal alle seine Lieblingsplätzchen, und sagte ihnen mit Thränen das letzte Lebewohl. Erst spät konnte er es über sich gewinnen, seine Reise weiter fortzusetzen. Nach einigen Stunden erreichte er einen Wald. Er wanderte darin fort, und traff auf einer Anhöhe ein altes, verfallenes Schloß. Seine Neugierde trieb ihn hinein. Er bestieg den Thurm, um zu sehen, ob er bald durch den Wald kommen würde. Da erblickte er aber noch eine lange Strecke Waldes, und in der Nähe Rauch aufsteigen, woraus er schloß, daß hier eine menschliche Wohnung seyn müsse, wo man ihn vielleicht die Nacht über behalten würde. Im Herabsteigen bemerkte er, daß die Treppe unter der Erde fortlaufe, und seine Neugierde trieb ihn einige Stufen hinunter, ob es gleich dunkel war. Ein Geräusch wie Vögelflug hielt ihn jedoch zurück. Er nahm nun einen Stein,

und ließ ihn die Treppe hinabrollen. Da bemerkte er, daß es sehr tief hinuntergehe: und sogleich schoß auf ein Mal ein Schwarm mit sausendem Geflatter aus der dunkeln Tiefe herauf. Duval erschrack, griff aber doch zu, und sah, daß es — Fledermäuse wären, die er durch einen Steinwurf in ihrer unterirdischen Wohnung aufgeschreckt hatte.

Er wanderte nun auf die Gegend zu, wo er den Rauch hatte aufsteigen sehen. Es war aber bereits Nacht, als er dahin kam. Er traff einen Mann mit seinem Sohne bey einem Kohlenhaufen, in dessen Nähe jener seine Hütte hatte. Die armen Köhler waren betroffen, als sie noch so spät eine menschliche Figur in ihrer Einöde erblickten, ja vielleicht gar geneigt, ihn für einen Kobold zu halten. Allein Duval wußte sie nach und nach zu beruhigen. Er fragte nachher auch über die Beschaffenheit des alten Schlosses, und die Köhler erstaunten über seine Dreistigkeit, daß er sich hinein gewagt habe, weil es in der ganzen Gegend bekannt war, daß es ein Sammelplatz von Geistern, Gespenstern, Hexen, und Unholden sey.

Der mitleidige Köhler nahm nun Duvaln mit in seine Hütte, und ließ ihn an seiner Abendmahlzeit Theil nehmen, welche in einer Wassersuppe, mit etwas Brot, das beynahe so schwarz, wie seine Kohlen, war, bestand, worauf aus einem Fäßchen nach der Reihe ein frischer Trunk Wasser folgte.

Den andern Morgen setzte Duval seine Reise weiter fort, und der Knabe des guten Köhlers geleitete ihn aus dem Walde. Er wanderte den ganzen Tag fort, kam aber so weit eben nicht, weil ihn eine jede schöne Gegend anzog, wobey er sich immer schmerzlich der reitzenden Gefilde von Nogent erinnerte, die er hatte verlassen müssen. Gegen Abend traff er einen Hirten mit seiner Heerde, welcher auf dem Dudelsacke spielte. Er fand Gefallen an dem Spiele, und gesellte sich zu dem Hirten, der ihm, nach einigem Hin- und Herfragen, Dienste anboth, die auch Duval annahm. Allein auch hier blieb er nicht lange. Er gerieth in Uneinigkeit mit der Frau des Hirten, welche ihm etwas Schuld geben wollte, was er nicht gethan hatte. Darüber entstand ein so heftiger Streit, daß der Hirt ihn verabschieden mußte. Duval nahm sich nun vor, nirgends wieder Dienste zu nehmen, wo ihm die Frau des Hauses etwas zu sagen hätte, und er hielt auch Wort. Wo er nachher immer hinkam, und seine Dienste anboth, war allemal seine Hauptbedingung: daß ihm die Frau des Hauses nichts zu befehlen haben dürfe. Dieses war auch Ursache, daß er binnen Jahr und Tag sechzehn Dienstherren hatte, und immer wieder wandern mußte.

Er war Eseltreiber bey einem Müller, diente später bey einem Gärtner, ward Pferdejunge bey einem Bauer, und dergleichen.

Mittlerweile fiel der äußerst strenge Winter des Jahres 1709 ein, der überall die größten Verwüstungen anrichtete *). Die Kälte war so groß, daß das Vieh in den Ställen erfror, die stärksten Bäume von oben bis an die Wurzel zerplatzten, keine Kirchendienste gehalten wurden, und unzählige Menschen umkamen. In dieser grimmigen Kälte lief Duval von Dorf zu Dorf, und litt nicht nur Kälte, sondern auch Hunger. Doch das war noch nicht alles.

Ungefähr anderthalb Stunden vor einem Dorfe fühlte er außerordentliches Kopfweh. Er erreichte indessen doch, wiewohl ganz erstarrt, dasselbe, und bath flehendlich um einen Winkel, wo er sich nur etwas erwärmen, und von seinen unerträglichen Kopfschmerzen erholen könnte. Man führte ihn in einen Schafstall, wo er sich zwar von seiner Erstarrung wieder erholte; sein Kopfweh nahm aber so überhand, daß er alle Besinnung verlor. Den andern Morgen kam der Pächter, der ihn mitleidig aufgenommen hatte, um zu sehen, was der Knabe mache. Allein wie erstaunte er, als er gewahr ward, daß der arme Duval die Pocken habe, und wie weh mußte es diesem thun, als der Pächter ihm sagte, er sey selbst so arm, daß er ihn bey der

*) Der französische Dichter Vanier hat die Gräuel dieses Winters in schönen lateinischen Versen sehr mahlerisch beschrieben.

langwierigen Krankheit unmöglich behalten könne. Duval hätte gern darauf geantwortet: allein er war so krank und schwach, daß er kein Wort vorbringen konnte. Dieser äußerst traurige Zustand rührte den Pächter. Er ging fort, und kam bald wieder mit einem Bündel alten Leinenzeugs. Er zog den kranken Knaben aus, wickelte ihn in die mitgebrachten Lumpen, hob einige Schichten Mist auf, bestreute die Stelle mit Haferspreu, legte Duvaln darauf, bestreute ihn auch mit Spreu, und deckte ihn hierauf mit einer Schicht Mist zu.

Die Pocken hatten indessen guten Fortgang. Nur war es dem armen Knaben beschwerlich, daß die Schafe kamen, und sein Gesicht mit ihren rauhen Zungen beleckten, welches ihm große Schmerzen verursachte, ohne Kräfte genug zu haben, sie immer von sich abzuhalten. Weniger um seiner selbst, als vielmehr der armen Schafe wegen, that er sein Möglichstes, um ihren schmerzenden Liebkosungen auszuweichen, denn er befürchtete, sie mit dem Pockengifte anzustecken. Ein wahrhaft schöner Zug in dem Charakter dieses Knaben.

Im Anfange der Krankheit hatte er kein Verlangen, etwas zu geniessen; allein in der Folge fand sich doch die Eßlust wieder ein. Aber alles, was ihm der arme Pächter reichen konnte, war ein dünner, etwas gesalzner, Wasserbrey. Diesen erhielt er täglich zwey Mal in einer Flasche mit einem Stöpsel,

welche er in den Mist vergrub, um den Brey vom Gefrieren zu bewahren. Nachher aber, als sein Magen mehr verlangte, setzte man ein Stück grobes, hart gefrornes Brot hinzu, das erst mit dem Beile zerhauen werden mußte. Wollte er es nun genießen, so mußte er es entweder im Miste aufthauen lassen, oder so lange im Munde behalten, bis es genießbar war.

Bald aber klagte der arme Pächter, daß er ihm auch dieses nicht mehr reichen könne, weil er selbst für die Seinigen nicht Brot genug habe. Er sprach indessen mit einem benachbarten Pfarrer, der die Veranstaltung traff, daß Duval in ein Haus in dessen Pfarrdorfe gebracht wurde. Noch von seiner Krankheit ganz ermattet und schwach, wurde er aus seinem Mistlager gezogen, in andere alte Lumpen gehüllt, mit einigen Bündeln Heu umwickelt, auf einen Esel gebunden, und so nach dem Dorfe gebracht. Man rieb ihm jedoch zum großen Glücke, ehe man ihn in die Wärme brachte, Gesicht, Arme, und Beine so lange mit Schnee, bis sie wieder Empfindung zeigten, bereitete ihm jedoch mehrmal ein solches Mistlager, worin er sich nach einigen Tagen wieder erholte, und worauf man ihn erst in ein Bett brachte.

Duval war wieder gesund. Aber nun kündigte man ihm an, daß die Wohlthaten, die er bisher genossen habe, zu Ende wären, und er sich um ein

anderes Unterkommen umsehen müsse. Wo sollte er aber dieses jetzt sogleich finden, da durch die Strenge der Jahreszeit überall Mangel, Hunger, und Elend herrschten? Er erkundigte sich, ob denn der Brotmangel ganz allgemein sey; und er erfuhr, daß es gegen Morgen und Mittag noch Länder geben möchte, wo der Hunger nicht so große Verwüstungen angerichtet hatte. Die Nachricht war freylich sehr unbestimmt, aber doch hinreichend für Duvals kleinen und unvollkommenen Begriff von der Welt. Bey ihm war die ganze Welt, was er in einem Umkreise sehen konnte, und die ganze Erde betrachtete er als eine Fläche gleich einer zirkelrunden Wiese. Weil die Sonne gewöhnlich wie ein Gesicht mit Strahlen abgemahlt wird, so hielt er sie für ein vollständiges Wesen, die Sterne hielt er für Fackeln, die am Tage ausgelöscht, und Abends wieder angezündet würden, und der Himmel war ihm ein Gewölbe von Krystall. Da er sich nun vorstellte, daß die Sonne da, wo er sie, nämlich so weit sein Gesicht reichte, aufgehen sah, welches ihm eben so weit zu seyn nicht dünkte, die Gegend viel wärmer machen müsse, so beschloß er, seinen Weg dahin zu nehmen.

Er trat auch seine Wanderung dahin unverzüglich an, und der Aufgang der Sonne war sein Wegweiser. Ueberall, wo er durchkam, herrschte das größte Elend. Er sah schlechte Hütten, und dürf-

tige, abgezehrte Menschen. Alles, was er zur Nahrung erhalten konnte, war etwas Brot von Hanfsame. Endlich kam er in ein Dorf, welches von allen, die er bisher durchwandert hatte, sehr verschieden war. Er fand hier ordentliche Häuser anstatt der schlechten Hütten von Lehm mit Stroh gedeckt, und die ganze Gegend schien ihm verändert. Es war Sonntag, und da eben die Glocken geläutet wurden, so eilte er in die Kirche, und erstaunte nicht wenig, lauter wohlgekleidete Menschen zu sehen. Er befand sich in Lothringen, dem Stammlande der Herzoge von Lothringen. Hier fand seine Wißbegierde wieder ein weites Feld zur Nahrung.

Bey der Fortsetzung seiner Reise traff er einen Geistlichen, und bald war eine Menge Fragen da, die diesen nicht wenig in Verwunderung setzten. Der Geistliche fragte ihn, wer er sey, und wohin er wolle, und lächelte, als Duval ihn alles Ernstes versicherte, daß er der Sonne näher reisen wollte. Der wackere Priester fand Gefallen an des Knaben Wißbegierde, und belehrte ihn über manche Dinge, nach denen er fragte. Er nahm ihn auch mit sich nach Hause, und gab ihm satt zu essen, welches ihm eben so lieb war, als der Unterricht. Der Geistliche bedauerte nur, daß er zu arme Anverwandte hätte, um auch ihn unterstützen zu können, und entließ ihn mit einem Geschenke

von zehn Livres *). Duval erstaunte über diese Freygebigkeit, und hielt sich für sehr reich, da er noch nie so viel Geld beysammen gesehen hatte.

Er setzte seine Reise weiter fort. Doch mußte er bey dem nächsten Gebüsche sich niedersetzen, und seinen Reichthum zählen. Unvermuthet trat ein Bettler mit jammernder Stimme zu ihm hin. Duval erschrack, und gab ihm ein reichliches Almosen, wofür sich derselbe erboth, ihn bis in das nächste Nachtlager zu begleiten. Sie schliefen in einer Scheune eines Dorfes, welches sie mit dem Anbruche der Nacht erreichten.

Duval, von der Reise ermüdet und erfreut über seinen Zustand, erwachte erst am hellen Morgen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er bemerkte, daß sein sauberer Reisegefährte sich seines, Tages vorher erhaltenen, Reichthumes bemächtiget hatte, und damit verschwunden war. Erbittert über diese Treulosigkeit, setzte er seine Reise wieder allein fort. Doch nach zwey Tagen war er des Wanderns müde, weil er bemerkte, daß es nicht so leicht sey, die Grenzen des Horizonts zu erreichen, da sie ihm immer gleich weit entfernt blieben, und er beschloß daher, seine vorige Lebensart bey der ersten Gelegenheit wieder zu erneuern, um nicht neuerdings dem Hunger, dessen Qualen er bereits kennen ge-

---

*) Ein Livre beträgt in unserm Gelde 27 1/2 Kreuzer.

lernt hatte, in die Hände zu fallen. Diese Gelegenheit fand sich bald. Er erhielt Dienste bey einem Schäfer, bey dem er durch sechs Monathe verblieb. Hierauf ward er in einem andern Dorfe Oberschäfer, das heißt: es wurde ihm die Herde allein anvertraut, ohne daß er von einem andern Schäfer abhing.

Er war nunmehr fünfzehn Jahre alt, als er zufällig Aesops Fabeln mit Kupfern zu Gesichte bekam. Es kränkte ihn, daß er sie nicht lesen, und ohne Beyhülfe verstehen konnte, was die Kupfer vorstellten. Er bath daher einen andern Schäfer, der gelehrter als er war, ihn das Lesen zu lehren. Bey einem solchen Eifer, wie Duval besaß, war das Lehramt nicht schwer. In kurzer Zeit übertraff der Lehrling den Meister, und bald waren alle Bücher des Dörfchens durchgelesen. Unter diesen waren sehr wunderbare und abentheuerliche Geschichten und Mährchen, welche alle Duval für ausgemachte Wahrheit annahm; und da er ein gutes Gedächtniß hatte, so trat er bald unter seinen Collegen als der gelehrteste auf. Aber leider erzeugte das Lesen solcher Bücher in ihm auch wunderbare und abentheuerliche Vorstellungen, die seine Vernunft mehr verfinsterten, als aufhellten, und welcher er nachher nur mit vieler Mühe wieder loswerden konnte.

Durch einen Zufall veränderte Duval jetzt seine Lebensart. Man erzählte nämlich sehr viel

von einer wunderbaren Quelle im Gebirge, wohin unzählig viel Menschen wahlfarteten, und wo verschiedene Kranke und Gebrechliche durch die Kraft des Wassers sollten gesund geworden seyn. Duval fand so vieles in den Erzählungen, das seine Neugier reitzte, daß er, dahin zu reisen, beschloß. Auf dieser Reise kam er Abends in einen kleinen Wald. Es ward finstere Nacht, und schon glaubte er, daß er unter freyem Himmel unter einem Baume würde übernachten müssen, ob es gleich regnete, als er in einiger Entfernung Licht erblickte. Er eilte darauf zu, und gelangte an die Zelle eines Einsiedlers, der ihn gastfreundlich aufnahm, und mit gebratenen Kartoffeln bewirthete. Duval stellte verschiedene Fragen an seinen Wirth, und bath ihn zuletzt: ihn bey sich zu behalten, und als seinen Schüler anzunehmen. Der Einsiedler hielt zwar seinen Entschluß für übereilt, und sagte ihm zugleich, daß er bereits einen Mitbruder erwarte, versprach ihm aber, einen Brief an einen andern Einsiedler, ungefähr vier Meilen von ihm entfernt, zu geben, um bey diesem einen Versuch zu machen. Duval war außer sich vor Freude. Er reisete nun vor allen nach der Wunderquelle, und kam auf die Spitze eines Hügels, an dessen Fuße er einen Marktflecken erblickte, der in dicken Rauch eingehüllt war. Da muß erst ein großer Brand gewüthet haben, dachte er bey sich, und erkundigte sich darnach. Als er aber erfuhr,

daß dieser Rauch von siedenden Wasserquellen entstünde, die aus dem Schooße der Erde aufsprudelten, da versäumte er keinen Augenblick, seine Wißbegierde durch eigene Untersuchungen darüber zu befriedigen. Er begab sich an den Ort, wo der Rauch aufstieg, legte sich auf die Erde, um die Quellen mit desto mehr Aufmerksamkeit zu betrachten, und steckte seine Hand in das Wasser. Allein der außerordentliche Grad von Wärme nöthigte ihn, sie schnell wieder zurückzuziehen. Er erstaunte nicht wenig darüber, wiederholte seine Versuche mehrmals, und weil er ringsum keinen Ofen wahrnahm, der diese Wärme der Quellen hätte verursachen können, so glaubte er, in der Nähe der Hölle zu seyn, und konnte sich nicht genug wundern, wie die dortigen Einwohner sich ohne Gefahr und Schrecken hier aufzuhalten im Stande seyn. Er wenigstens hielt sich hier nicht lange auf, sondern eilte zu dem Einsiedler, dem er empfohlen war, und den man unter dem Namen, Bruder Palemon, allgemein kannte. Dieser, ein ehrwürdiger Greis, nahm ihn sehr liebreich auf, und ließ ihn an seinen ländlichen Arbeiten, aber auch an seinen religiösen Uebungen, Theil nehmen. Die in die Augen fallenden und die Sinne rührenden Andachtsübungen des Eremiten, und das Lesen schwärmerischer Schriften entflammten seinen religiösen Eifer.

Einige Zeit lebte Duval ganz zufrieden. Er

baute das Gärtchen und etwas Feld der Einsiedeley unter der Aufsicht seines ehrwürdigen Lehrers in der besten Ordnung. Allein nach und nach bekam er einen sehr überspannten Begriff von dieser Lebensart, und glaubte, er könne nicht genug bethen. Wenn sein alter Lehrer ihn bey der Arbeit glaubte, lag er auf den Knieen, und bethete. Jener suchte ihn daher zu belehren, daß zu einem frommen Leben beständiges Bethen nicht hinreichend, sondern vorzüglich eine genaue Erfüllung seiner Pflichten erforderlich sey, und daß beständiges Hersagen auswendig gelernter Gebethsformeln, wobey man auch noch überhin nichts denke, am wenigsten eigentliches Gebeth sey. Auf liebreiche Ermahnungen folgten Verweise; und es hielt schwer, ehe er von seiner Meinung konnte abgebracht werden, und seine Arbeit mit dem gewohnten Eifer wieder verrichtete.

Nach einiger Zeit mußte Duval auch diesen Ort wieder verlassen, weil ein anderer Einsiedler von den Obern hierher geschickt wurde. Er ging mit schwerem Herzen, mit einem Empfehlungsschreiben von seinem bisherigen Lehrer an die Einsiedler von St. Anna versehen, und nahm seinen Weg nach Luneville, der damaligen Residenz der Herzoge von Lothringen. Da diese die erste Stadt war, die er sah, so staunte er sie natürlich ungemein an.

Eine halbe Stunde von Luneville lag die Ein-

siedeley Sanct Anna, in welcher damals vier Einsiedler zusammen lebten. Duval ward sogleich aufgenommen. Diese Eremiten bebauten einige Morgen Feldes, hatten einen Fruchtgarten, und sechs Stücke Vieh, wovon sie ihren Unterhalt zogen. Diese letzteren bekam Duval zur Aufsicht, und ward also wieder ein Hirt. Mit Hülfe eines von diesen Eremiten lernte er jetzt schreiben. Weil aber sein gutmüthiger Lehrer schon zu alt war, so wollte er ihn nicht zu sehr belästigen, und fand selbst ein Mittel, welches ihm den Unterricht entbehrlich machte. Er nahm eine Glasscheibe, legte diese auf seine Vorschrift, und mahlte die durchscheinenden Buchstaben so lange nach, bis er darin einige Fertigkeit erlangt hatte. Eben so lernte er nach einigen Regeln, die er auf dem Umschlage eines Buches fand, selbst rechnen. Dieß gab ihm dann im Anfange seines neuen Hirtenlebens hinlängliche Beschäftigung. Dabey ließ er es aber nicht bewenden. Sein außerordentlicher Hang nach Kenntnissen führte ihn immer weiter. Aus dem Kalender wußte er, daß gewisse Sterne die Namen Stier, Widder, Steinbock, u. s. w. hätten. Er bildete sich also ein, daß mehrere Sterne die Figur dieser Thiere am Himmel wirklich vorstellten, und was war natürlicher, als daß er die Figuren am Himmel aufsuchen wollte. Er wählte sich die höchste Eiche in dem nahen Walde aus, flocht sich oben auf dem Wipfel der-

selben von Weidenruthen einen Sitz, und stieg an jedem hellen Abend hinauf, um die Figuren zu finden. Er würde auch diese vergebliche Anstrengung gewiß noch lange fortgesetzt haben, wenn er nicht nach Luneville geschickt worden wäre, da eben dort Jahrmarkt war. Er bemerkte hier eine Menge großer Blätter, die zum Verkaufe ausgelegt waren. Er trat näher, und wurde zu seiner unbeschreiblichen Freude gewahr, daß auf einem Blatte Sterne abgebildet wären, und alle die Figuren, die er vergeblich an dem Himmel gesucht hatte. Auch befanden sich dabey die Karten von den vier Theilen der Welt. Wie willig gab er seine ganze Barschaft für diese Blätter hin, und wie froh war er, daß er sich in den Besitz dieser, in seinen Augen so überaus wichtigen und unschätzbaren, Sachen setzen konnte!

Die Himmelskarte war nun der erste Gegenstand seines Studierens. Aber immer war es noch unendlich schwer, die Sternbilder am Himmel zu finden. Er hatte gehört, daß der Polarstern der einzige unbewegliche Stern am Himmel sey, und den Nordpol bezeichne. Er hörte von der Magnetnadel, deren Spitze die beyden Pole angebe, und zu seinem unbeschreiblichen Vergnügen hatte einer der Eremiten eine Sonnenuhr mit einer Magnetnadel, die ihm der gute Mann lieh. Nach Anweisung derselben hatte er nun wohl den Nordpol,

aber nicht den Polarstern gefunden. Doch er wußte Rath. Er höhlte ein Hollunderrohr aus, und befestigte es an einem Aste auf seiner Eiche. Er schloß auch richtig: wenn ich durch dieses unbewegliche Rohr sehe, und immer einen und denselben Stern erblicke, so ist es der Polarstern. Ist das nicht, so muß ich mein Rohr auf einen andern richten. Und er fand ihn wirklich, und konnte nun leichter darnach mehrere Sternbilder auffinden. Bis jetzt hatte ihn das große Schauspiel des Weltalls nicht mehr, als die Hefe des Volkes gerührt. Die Sonne hatte ihn mit ihren Strahlen erwärmet, seine Augen sahen sie die ganze Natur beleben, Frühling und Sommer, Herbst und Winter hervorbringen, ohne daß sein Geist darauf aufmerksam geworden wäre, und ohne dabey etwas anders zu denken, als daß Jahre, Tage, und Jahreszeiten Anfang und Ende hätten, und daß es im Sommer warm, und im Winter kalt wäre. Er glich einem Bilde, das Augen hat, und doch nicht sieht. Jetzt begann er die Welt und die Erscheinungen in derselben mit ganz andern Augen zu betrachten.

So bald ihm nur die Himmelskarte einigermassen bekannt war, fiel er mit gleichem Eifer über die Erdkarte her. Allein auch hier fand er unglaubliche Schwierigkeiten. So waren ihm, zum Beyspiele, die gezeichneten Linien oder Kreise, die Mittagslinie, die Mittellinie, die Wendekreise, u. s. w. unerklärbare Dinge, wie die schwarz und weiß

abgezeichneten Grade, von denen er am Ende glaubte, daß sie die Meilen bezeichneten, mithin wähnte, daß der Umfang der Erdkugel 360 Meilen wäre. Allein ein Eremit widerlegte ihm seine Entdeckung, über die er große Freude gehabt hatte, dadurch, daß er in Kalabrien gewesen, und dahin 360 Meilen gebraucht habe, ohne daß er bemerkt hätte, daß er die Erde umreiset sey. Nun verlor er allen Muth. Doch eine Erdebeschreibung, die er bey einem Gärtner in Luneville zu Gesicht bekam, munterte ihn wieder auf. Er entlehnte sich solche, und gelangte nun eher ans Ziel, wiewohl mit unsäglicher Mühe. Um eine sinnliche Vorstellung zu haben, verfertigte er sich selbst einen Globus von Thon, und bezeichnete die Zirkel mit Stäben, die er um denselben bog. Aber sein Eifer war auch unermüdet, und er hatte, wo er sich immer befand, seine Karten vor sich ausgebreitet liegen. Je mehr sich aber seine Kenntnisse erweiterten, desto mehr lernte er einsehen, wie viel noch zu wissen nöthig sey, was er jedoch bey seiner Dürftigkeit nicht lernen konnte. Er ward also immer unruhiger und unzufriedener, je mehr er lernte. Er sah zwar wohl ein, daß er seine vorige Zufriedenheit leicht wieder erlangen könnte, wenn er alles Lernen unterliesse, und zu seiner alten Unwissenheit zurückkehrte; allein er fühlte auch, daß es immer besser sey, weniger glücklich, als ganz unwissend zu seyn; und dachte nach, auf

welche Weise er zu einigen Mitteln gelangen könnte, um seine Lernbegierde zu befriedigen. Die Folge seines Nachdenkens war, daß er ein Jäger ward, allen Thieren in seinem Walde, den Iltissen, Mardern, Hasen, Katzen, Füchsen, und andern die Felle abzog, und diese zu Luneville verkaufte, daß er Vögel fing, u. s. w. Er trieb diese Beschäftigung um so eifriger, je mehr sie ihm gelang. Und so brachte er in kurzer Zeit eine Summe Geldes zusammen, womit er sich nach Nancy begab, und dafür Bücher kaufte. Da sein Geld nicht zulangte, so borgte ihm der Buchhändler: und als ihn Duval fragte, worauf er ihm so viel zutrauen wollte, da er ihn doch nicht kenne, antwortete der Kaufmann: auf sein ehrliches Gesicht und seinen Eifer im Studieren.

Nun bekleidete Duval seine ganze Zelle mit Karten, und an die Decke heftete er die Himmelskarte über sein Bett, damit er sie sogleich beym Erwachen vor Augen haben möchte.

Die Eremiten, die hier lebten, waren eben so gelehrt nicht, und ihre Hauptsache bestand darin, daß sie sich des Tages pünktlich sechs Mal in den Bethstunden einfanden, und das Feld bauten. Duval hatte anfangs, als er sich oft eifrig einfand, ihren Beyfall: allein, als er sich nach und nach eine ziemliche Anzahl Bücher und Karten angeschafft hatte, erkaltete sein Eifer. Einer der

Eremiten gab ihm darüber Verweise: aber sie fruchteten nichts. Einst trieb einen die Neugierde in Duvals Zelle, als dieser eben abwesend war. Die Menge Karten, mit allerley Figuren, die von ihm selbst verfertigte Erd- und Himmelskugel, die Zirkel, Winkelmaße, Erdmesser, und dergleichen, dem Eremiten unbekannte Dinge erregten sein Erstaunen. Er hielt Duvaln für einen Zauberer, und eilte, voll Furcht und Schrecken, nach Luneville, um die Sache seinem Beichtvater zu entdecken. Dieser ging mit ihm nach Sanct Anna, untersuchte mit ihm die vermeinten Zauberwerke Duvals, und suchte den Eremiten zu beruhigen. Allein die Vorstellungen desselben hatten doch nicht Kraft genug für ihn. Er drohte Duvaln nachher, daß er die Karten zerreissen, und ihm die Bücher wegnehmen würde, wenn er es nicht unterliesse, sich immer damit zu beschäftigen. Duval erwiederte diese Drohung, vermöge der er sein Liebstes, was ihn so viele Anstrengung gekostet hatte, verlieren sollte, mit der Gegendrohung, daß es ihn reuen würde. Darüber ward der Eremit so aufgebracht, daß er ihn zu schlagen drohte. Allein Duval setzte sich in Positur zur Gegenwehr, worauf der Eremit so heftig um Hülfe schrie, daß seine Brüder, welche in dem Garten arbeiteten, herbeyeilten. Duval war aber so aufgebracht, daß er sie alle hinausjagte, und hinter ihnen die Thür zuschloß.

Nun kam der Vorsteher der Einsidelen. Allein auch diesen ließ Duval nicht hinein, sondern unterhandelte mit ihm durch das Fenster. Der Vorsteher mißbilligte den Eifer des Eremiten, und Duval schloß mit ihnen einen Vergleich ab. Er verlangte, daß das, was eben vorgefallen war, vergeben und vergessen seyn sollte, und daß man ihm täglich zwey Freystunden zu seinem Studieren zugestehe, dagegen versprach er, noch zehn Jahre bloß für Kleidung und Nahrung mit allem Eifer zu dienen. Dieser Vertrag wurde schriftlich aufgesetzt, die Ruhe wieder hergestellt, und Duval studierte nun mit neuem Eifer.

Einst trieb er seine Herde unter Sanct Anna längs des Flußes hin, der bey Luneville vorbeyfließt, und trug einen Pack Landkarten unter dem Arme. Da sah er einige Fahrzeuge auf dem Fluße, mit zierlich gekleideten Leuten besetzt, und am jenseitigen Ufer einige Zelte aufgeschlagen. Der Herzog von Lothringen wollte nämlich mit einigen Freunden unter den Zelten speisen. Er bemerkte Duvaln, und fragte ihn: was er unter dem Arme trage. „Landkarten", war die Antwort. Dem Herzoge fiel es auf, einen Kühhirten mit Landkarten zu sehen, und er verlangte, ihn später zu sprechen. Duval hörte, daß es der Herzog gewesen sey, mit dem er gesprochen habe, und gerieth darüber in eine so große Angst, als er in das Zelt trat, daß

ihm Hut und Landkarten entfielen, und er nicht wußte, ob er knieen oder stehen sollte. Doch das freundliche Benehmen des Herzogs, und die gütigen Fragen machten ihm Muth, und er beantwortete alles mit vieler Dreistigkeit. Der Herzog sprach hierauf mit einigen seiner Begleiter, und meinte, daß Duval vielleicht in den Wissenschaften etwas leisten würde, wenn er in eine ordentliche Schule käme. Allein die meisten waren dieser Meinung nicht; und Duval wurde darauf mit einem Geschenke von zwey Louisd'or entlassen. Er kaufte sich sogleich dafür Bücher, denn seine Wißbegierde war nicht zu befriedigen.

In einen schlechten leinenen Kittel gekleidet, an den Füßen plumpe Holzschuhe, und auf dem Kopfe einen vor Alter grauen und durchlöcherten Hut, saß er eines Tages an eine Eiche gelehnt, hatte in der Hand einen Band mathematischer Abhandlungen, neben sich einen großen Atlas der alten Erdbeschreibung liegen, und dachte nach, als sich ihm ein Mann näherte, und ihn fragte: ob er kein Vogelnest wüßte, womit er den Prinzen, die bey ihm wären, eine Freude machen würde. Duval zeigte ihm ein Vogelnest, und setzte sich wieder an seine vorige Stelle. Indessen bemerkte ihn der Graf Vidampierre, Oberhofmeister der Prinzen, und fragte ihn ganz erstaunt: was er hier habe. Er wunderte sich nun nicht wenig, von

dem Kühhirten zu hören, daß es mathematische Abhandlungen und Landkarten der alten Geographie wären. Er untersuchte die Sachen, stellte an Duval mehrere Fragen, und staunte noch mehr über die richtige Beantwortung derselben. Der Graf ging, und kam bald darauf wieder mit den Prinzen und dem Freyherrn von Pfutschner zurück. Nun wurde Duval aufs neue befragt, und die Verwunderung über den gelehrten Hirten war allgemein. Man wollte wissen: ob ihn die Lust, Latein zu lernen, nie angewandelt habe. Duval antwortete mit ja, und daß er entschlossen sey, da er gehört habe, daß der König von Frankreich zu Quebeck in Nordamerika ein Collegium errichtet habe, worin alle unentgeldlich unterrichtet würden, die Lust zum Studieren hätten, dahin zu gehen, so bald er sich durch Dienstlohn und seinen Jagderwerb das benöthigte Reisegeld erspart haben würde.

Nach einigen Tagen kam der, dem Duval ein Vogelnest gezeigt hatte, wieder, und sagte zu ihm: Einer der Herren, die er kürzlich gesprochen, sey Willens, für ihn zu sorgen, wenn er an den Hof kommen wollte. „Will er mich in seine Dienste nehmen, so sagen Sie ihm, daß ich mit meinen Verhältnissen vollkommen zufrieden bin,“ versetzte Duval. Nein, antwortete jener, er will dich studieren lassen. Du sollst dich gleich mit mir

an den Hof nach Luneville verfügen. So sehr sich Duval nach einer Veränderung seiner Umstände gesehnt hatte, so schwer fiel es ihm jetzt doch, seine geliebte Zelle, in der er so manche glückliche Tage verlebt hatte, so schnell zu verlassen. Weinend trennte er sich auch von ihr und seinen Wohlthätern, denen er, sich ewig ihrer dankbar zu erinnern, versprach, und fuhr mit dem Baron in einem sechsspännigen Wagen ab. Dieser Edle nahm sich Duvals auf das eifrigste an. Er räumte ihm ein Zimmer neben sich ein, verschaffte ihm alle Bequemlichkeit, und hinlängliche Gelegenheit, seine Wißbegierde zu befriedigen. Er theilte ihm zu seinem Studieren die Stunden ein, und gab sich alle Mühe, ihn auch mit dem Anstande bekannt zu machen. Dieses fiel freylich dem guten Jungen etwas schwer, weil er, so zu sagen, ganz verwildert aufgewachsen war, und Sitten sich nicht aus Büchern allein lernen. Dem Freyherrn ward es von einigen Hößlingen sehr übel genommen, daß er einen Bauer an den Hof gezogen, der, ihrer Meinung nach, glücklicher in seiner Wildniß leben würde; allein der Edle ließ sich durch nichts in seinem Vorhaben irre machen, da er Duvals Fähigkeiten kannte. Er wollte einen Mann aus ihm bilden, damit die Natur ihre Gaben nicht umsonst an ihm verschwendet haben möchte.

Doch ehe er seine Studien ordentlich anfing, mußte er, auf Verlangen seines Wohlthäters, nach seinem Geburtsorte reisen, und Zeugnisse seines Herkommens holen. Es waren bereits dreyzehn Jahre verflossen, seitdem er seine Aeltern verlassen hatte. Er wurde von ihnen nicht mehr erkannt. Er fragte nach ihrem Sohne, und hörte, daß sie ihn schon seit zehn Jahren für todt hielten. Er versicherte sie nun, daß er noch lebe, erzählte kurz seine Geschichte, und sagte ihnen, daß er jetzt in dem herzoglichen Schloße zu Lothringen wohne, und daß er sein Freund sey. Die guten Leute wußten nicht, wie ihnen geschah. Endlich erkannte ihn doch seine Mutter an dem Anstossen mit der Zunge beym Sprechen. Ihre Freude war unbeschreiblich.

Nach seiner Zurückkunft nach Luneville fing er zuerst an, die lateinische Sprache zu lernen. Er fand freylich große Schwierigkeiten; allein wie groß hätten diese seyn müssen, wenn er sie nicht hätte überwinden sollen? Auf Veranlassung seines Wohlthäters ging er, im Gefolge des Herzogs, das nächste Jahr nach Paris, und sah nun die Hauptstadt seines Vaterlandes, aber freylich mit ganz andern Augen und anderm Nutzen, als er sie in seiner Kindheit würde gesehen haben, da er mit bloßen Füßen aus seiner Heimath sich auf den Weg dahin gemacht hatte.

Nachdem er zurückgekehrt war, sandte ihn sein Wohlthäter in das Jesuiten-Collegium zu Pontamousson in Lothringen, wo er nun seine Studien ordentlich einrichtete, und sich hauptsächlich auf Geschichte, Geographie, und Alterthumskunde verlegte. Diese glückliche Epoche für ihn war im May des Jahres 1717. Er strengte sich außerordentlich an, machte aber auch Riesenschritte in seinem Studieren, so daß ihn der Herzog in kurzer Zeit zu seinem Bibliothekar und zum Lehrer der Geschichte auf der hohen Schule zu Luneville ernannte. Er bekam Wohnung und Tafel bey Hof, und der Herzog zeichnete ihn ungemein aus. Die Zerstreuung des Hofes hatte jedoch keinen Einfluß auf sein Studieren, denn er bath den Herzog, ihn von allem loszumachen, was bloße Zeremonie betraff. Der Herzog gewährte ihm zwar seine Bitte, ließ ihn aber oft rufen, und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Die große Freygebigkeit seiner Schüler, und seine, bis zu seinem Tode nicht geänderte, Frugalität setzten ihn bald in den Stand, seinen Wohlthätern, den Einsiedlern zu Sanct Anna, Beweise seines Dankes zu geben. Er baute ihr Haus, die Wiege seines Glückes, ganz neu, legte ihre Felder, nebst einem Küchen- und Baumgarten, und in demselben eine beträchtliche Baumschule, besser an, und verwandte darauf nach und nach

eine Summe von 30,000 Livres. Sein wohlthätiges und edles Herz gab auch ihrem Institute zugleich einen, der Menschheit nützlicheren, Zweck, Schadloshaltung genug dafür, daß er einst, als er noch in der Einsiedeley sich befand, und ein Eremit Duvals selbst verfertigte Erd- und Himmelskugeln, nebst andern Figuren in seiner Zelle, für Zauberwerke hielt, bey einem hitzigen Streite die Eremiten alle aus ihrer Wohnung hinausjagte, und sie erst nach einer für ihn vortheilhaften Capitulation wieder hinein ließ.

In dem Jahre 1737 starb der Herzog Leopold, und sein Sohn Franz vertauschte Lothringen gegen das Großherzogthum Florenz. Duval ging mit nach Florenz, und blieb Bibliothekar des Großherzogs. Als hierauf Franz, mit der Erbinn des österreichischen Hauses, Maria Theresia, vermählt, nach Wien ging, und deutscher Kaiser ward, blieb Duval noch einige Jahre in Florenz, und machte Reisen nach Rom, Neapel, den Niederlanden, und Holland. In dem Jahre 1748 berief ihn aber der Kaiser nach Wien, und ernannte ihn zum Direktor über das große und berühmte kaiserliche Medaillen-Kabinet.

In dem Jahre 1752 unternahm er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, eine Reise in sein Vaterland, sah Paris zum zweyten Male, und machte dort Bekanntschaft mit den gelehrtesten

Männern. Er besuchte auch seinen Geburtsort, kaufte das väterliche Häuschen wieder, welches seine Schwester aus Armuth hatte verkaufen müssen, ließ ein artiges Haus aufbauen, schenkte es der Gemeinde zu einem Schulhause, und verewigte durch diese und mehrere andere wohlthätige Handlungen auch dort sein Andenken.

Er besaß zwar das Wohlwollen und besondere Vertrauen der ganzen kaiserlichen Familie; allein er hielt sich aus zu großer Bescheidenheit so sehr von ihr entfernt, daß er die zahlreichen Glieder derselben nicht einmal genau kannte. Einst mußte er zur Karnevalszeit, was er sich auch dagegen sträuben mochte, in einen sogenannten Kalender oder mahomedanischen Mönch verkleidet, die Kaiserinn auf den Ball führen. „Sie werden, sagte die Monarchinn zu ihm, doch wenigstens einen Menuet mit mir tanzen?" Ich, Eure Majestät? versetzte Duval. Ich habe in meinen Wäldern nie etwas anderes, als Burzelbäume, machen gelernt." Zu einer andern Zeit waren die Erzherzoginnen bey ihm vorübergegangen, ohne daß er sie zu bemerken schien. Der römische König, und nachmalige Kaiser, Joseph, welcher ihnen folgte, ward Duvals Zerstreuung gewahr, und fragte ihn: ob er die Damen kenne. „Nein," antwortete Duval. „Das wundert mich auch gar nicht, versetzte Joseph, da meine Schwestern keine Antiken sind."

Einfach, wie seine Seele, war seine Kleidung, waren seine Geräthe, und seine Bedürfnisse. Eine seltene Erscheinung bey einem Menschen, der sich, wie Duval, aus dem Staube so weit erhob. Aber er war ein Weiser, und hatte von Jugend auf das natura paucis contenta gelernt, und nie verlernt. Auch die Gewohnheit, sich frühzeitig zu Bette zu legen, aber hingegen sehr früh aufzustehen, behielt er von seinem Hirtenleben bey. Einsame Spaziergänge in Feldern und Waldungen erinnerten ihn ebenfalls jedes Mal lebhaft an seine einstige Lebensweise, und blieben seine Lieblingserholung bis ans Ende seines Lebens. Auch am Vögel- und Fischfang fand er noch immer ungemeines Vergnügen.

Nie war wohl ein Mensch wißbegieriger, als Duval. Ein eben so schnelles als leichtes Fassungsvermögen, von einem überaus getreuen Gedächtnisse unterstützt, erleichterte ihm die Mittel, sich Kenntnisse zu erwerben. Ohne Zweifel hatte er einen großen Theil seiner glücklichen Fähigkeiten den beschwerlichen Hindernissen selbst zu verdanken, die ihm in seiner Jugend aufgestossen waren. Sein Geist, der sich nur mühsam seine Bahn durch die dichtesten Finsternisse der Unwissenheit brechen mußte, wurde durch beständige Anstrengung desto thätiger und eindringender. Möchte sich daher kein Mensch Mühe bey was immer für einem Geschäf-

te gereuen lassen, sie bleibt auf einer andern Seite und in der Folge unsers Lebens gewiß nicht unvergolten.

In seinem achtzigsten Jahre bekam er heftige Steinschmerzen. Er zweifelte selbst an seiner Genesung, machte ein Testament, und zeichnete sich auch hier durch seinen Edelsinn aus, indem er die Zinsen von eilftausend Gulden auf immer zu einer jährlichen Aussteuer für drey arme Mädchen aus Wien vermachte. So gefährlich indessen sein Zustand immer war, und obgleich alle Aerzte die Hoffnung auf sein Leben aufgaben, so erholte er sich doch wieder, blieb aber schwach und kraftlos. Der Uebung unter den ausgestandenen Beschwerlichkeiten in seiner Jugend hatte er wohl seine Gelassenheit und Geduld in dieser schmerzhaften Krankheit, und seiner ordentlichen, mäßigen Lebensart, seiner von keiner Ausschweifung befleckten Jugend, und seiner Arbeitsamkeit sein hohes Alter zu verdanken. Nach einem Jahre befiel ihn ein Fieber, welches den 5 November 1775 seinem schönen, merkwürdigen, und lehrreichen Leben ein Ende machte. Er erwartete den Tod mit der vollkommensten Seelenruhe, und verließ ein Leben, das er auf die schönste Art benützt hatte, um in einem andern zu einer größern Vollkommenheit zu gelangen.

Die Unschuld auf der Blutbühne.

Graf Ulrich von Schafgotsch, den Freunde und Feinde als einen frommen und rechtschaffenen Mann rühmten, wurde im Jahre 1635 nach Regensburg berufen. Er war General der kaiserlichen Soldaten in Schlesien, und sollte sich wegen der Verwaltung seines Amtes verantworten. Gute Freunde riethen ihm, daß er nicht dahin gehen möchte. „Vor dem Richterstuhle meines Gewissens, sagte er, bin ich unschuldig; es wird mir also leicht werden, mich auch vor dem Richterstuhle der Menschen zu rechtfertigen." Und so ging er nach Regensburg. Kaum war er aber dort angekommen, als ein Dragonerhauptmann mit mehreren Soldaten seine Wohnung umgab, ihm Arrest ankündigte, und im Nahmen des Kaisers, Ferdinand II, von ihm den Degen forderte. „Ich habe meinen Degen, sprach er, bisher mit Ehren getragen, habe ihn vom Kaiser empfangen, und werde ihn nie einem Hauptmanne

übergeben." Als aber hierauf ein Oberster erschien, gab ihm der Graf ohne Widerrede seinen Degen.

Des andern Tages führte man ihn auf das Rathhaus, und stellte folgende drey Fragen an ihn: Ob er mit dem Könige von Schweden keinen geheimen Briefwechsel unterhalten habe? ob er nicht jene Gelder zurückgehalten, die zur Versorgung einiger Regimenter in Ungarn bestimmt waren, um die Soldaten zum Aufruhr zu reitzen? und endlich ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten, um die Katholiken zu vertilgen? „Den Briefwechsel, antwortete er, hatte ich nie im Sinne; an die Zurückhaltung der Gelder eines Aufruhrs wegen dachte ich ebenfalls nie; und die Aufwiegelung meiner Unterthanen können alle diejenigen Katholiken widerlegen, die in meinem Hause sind.

Nun legte man ihm Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, und wollte ihn eines Verbrechens gegen die Person des Kaisers beschuldigen. „Wer diese Briefe geschrieben, sagte er mit Gelassenheit, der mag es verantworten. Ich habe sie nicht geschrieben." Man drohte ihm mit der Folter. „Es gibt keine Folter, sprach er, die mich zum Bekenntnisse einer Unwahrheit zwingen könnte; und Wahrheit bekennt der gewissenhafte

Mann seinem Richter ohne Zwang." Er wurde hierauf gefoltert. „Ich fühlte Schmerzen; aber mein Gewissen sagt es mir, daß ich sie nicht verdient habe." Dieß war alles, was er sprach. Man gab dem Kaiser Nachricht von dem Gange des Prozesses, und überreichte ihm die Papiere, auf denen alle Worte des Grafen aufgezeichnet waren.

Nach einigen Tagen erschien ein Offizier mit einigen Abgeordneten in des Grafen Zimmer, und kündigte ihm an, daß er auf kaiserlichen Befehl zum Tode verurtheilt sey. Unerschrocken und mit der heitersten Gemüthsruhe sagte er: „Ich weiß, daß meine Feinde schon lange nach meinem Blute dursten. Wohl, sie werden es bald trinken!"

Weit umher hatte man an des Grafen Prozeß den innigsten Antheil genommen, und das unerwartete Todesurtheil machte auf Jedermann tiefen Eindruck.

Er verlangte einen Geistlichen. Der Offizier, mit dem er sich indessen rührend unterhalten hatte, fragte ihn: ob er nicht lieber in seinem Zimmer sterben wollte, denn er meinte, daß man ihm diese Gnade doch gewähren würde. „Nein, antwortete der Graf, ich habe so gelebt, daß ich durch dieses schmähliche Urtheil nur mein Leben, aber nie meine Ehre verlieren werde. Ein Unschuldiger bedarf keiner Gnade; aber der Gerechtigkeit be-

darf er. Es bleibe demnach bey der Ungnade. Ich will unter Gottes freyem Himmel sterben!“ Gefühlvoll entfernte sich jetzt der Offizier.

Der Graf unterredete sich mit dem ihm gesandten Geistlichen über verschiedene Dinge, und wurde nie traurig, als wenn er von seinen Kindern sprach. Der Gedanke, daß der Edelste, den je die Erde trug, daß auch Jesus unschuldig gestorben sey, ergriff ihn mächtig, und benahm ihm jede Bangigkeit vor dem nahen Tode. Er beichtete bey offner Thür, und empfieng das heilige Abendmahl mit einer Inbrunst, daß alle Anwesende Thränen der Rührung weinten. Nun entließ er den Geistlichen mit dem herzlichsten Danke unter den Worten: „Ich sehe dem Ende meines Lebens getrost entgegen, denn mein Herz hat sich zu demjenigen erhoben, der nach Gerechtigkeit richtet!“

Kaum hatte ihn der Geistliche verlassen, so bath er um Feder, Dinte, und Papier, und schrieb an seine Kinder, wie folgt:

„Geliebte Kinder!

Ihr werdet diesen Brief erhalten, wenn ich nicht mehr in der Welt bin; denn ich werde schon morgen sterben. Seyd fromm, seyd gehorsam, seyd fleißig, und vergesset der guten Lehren nie, die ich euch so oft gegeben habe. Beym Anfange und Ende des Tages unterlasset nicht, der guten

Vorsätze zu gedenken, die ihr Gott und mir so oft und heilig zugesichert habet. Der Gedanke an denjenigen, der in das Verborgene sieht, wird euch von jeder Verirrung zurückhalten, und euer Gewissen wird rein bleiben. Dieß ist mein letzter Wunsch. Dank für eure zärtliche Liebe. Versaget mir ja die Achtung auch nach dem Tode nicht, mit der ihr mir in meinem Leben begegnet seyd, denn ich sterbe unschuldig. Noch in dem letzten Augenblicke wird mir euer Bild vorschweben. Lebet wohl, lebet ewig wohl, und erinnert euch recht oft euers unglücklichen Vaters

Ulrich Schafgotsch."

Er schrieb noch verschiedene Briefe an seine Freunde, und nahm Abschied von ihnen. Dann theilte er seine Kleidungsstücke unter seine Diener aus, und bereitete sich zum Tode.

Es war die letzte Nacht. Er schloß kein Auge, denn er brachte die Zeit im Gebethe zu. Morgens forderte ihn ein Offizier zur Richtstätte. Tausende von Zuschauern begleiteten ihn. Man führte ihn auf einem Wagen zum Blutgerüste. Es war ein herzzerreissender Anblick. Viele Zuschauer schluchzten laut. Er schlug die Augen nieder, bestieg mit einer bewunderungswürdigen Standhaftigkeit die Blutbühne, knieete auf das Tuch, welches er sich zuvor hatte aufbreiten lassen, und bethete.

Als er aufstand, segnete er seine Kinder, alle seine Freunde und Feinde, seine treuen Diener, und zuletzt seine guten Unterthanen. Dann wandte er sich zum Obersten, der zu Pferde gegenwärtig war, und sagte: „Sagen Sie mir jetzt vor allen diesen Tausenden, warum ich sterben soll, da ich unschuldig bin?“ „Es ist der Befehl des Kaisers!“ war die Antwort. Nach einer kurzen Pause wiederholte er seine erste Frage. „Es ist der Befehl des Kaisers!“ antwortete der Oberste wieder. Nun fragte er zum dritten Male. Allein da ließ der gefühllose Oberst die Trommel schlagen, daß die Menge des Volks nicht mehr hören konnte, was er fragte.

Er ließ sich nun von seinem Kammerdiener den Oberrock ausziehen, die Haare mit einem weißen Tuche auf dem Haupte befestigen, und sagte: „So will ich denn meines Gottes, dem ich mich ganz überlassen habe, geduldig warten. Er kniete nieder, und sein Haupt fiel unter dem Schwerte des Henkers.

Die Bedienten nahmen den Leichnam, legten ihn in den Sarg, fielen auf ihre Kniee, betheten, und trugen ihn in das Zimmer, in dem der Graf zuvor gewohnt hatte. Noch den nämlichen Tag wurde er, ohne alles Gepränge, auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreyfaltigkeit in ein gewölbtes Grab beygesetzt, das er sich in seinem Leben zubereiten ließ.

Der Triumph kindlicher Liebe.

Zu Nikitin, einem Städtchen in Rußland, war Tzernikow Zolleinnehmer, als Katharina II regierte. Zufrieden bey seinem Amte, welches er treu und fleißig verwaltete, lebte er mit seiner Gattin und Tochter so glücklich, als vielleicht die Kaiserinn in ihrer Residenzstadt Petersburg nicht lebte. Nahyda, so hieß das Mädchen, hing mit ganzer Seele an ihren Aeltern, und ein Wink von ihnen war schon ein so kräftiges Wort für sie, daß es nie ohne gute Wirkung blieb. Oft fiel sie ihnen um den Hals, und sagte mit Rührung und Herzlichkeit: „O wie lieb habe ich euch, guter Vater! gute Mutter! Ich werde euch immer Freude machen.“

„Wir haben doch schon den Himmel auf Erden! sagte dann manchmal Tzernikow zu seiner Frau. Und wie hoffnungsvoll ist das liebe Kind, das uns der Himmel geschenkt hat! Dank sey Gott, dem Geber alles Guten, tausend Mal Dank!“

So verflossen dem biedern Manne bey der pünktlichsten Verwaltung seines Amtes, und im Genuße seines häuslichen Lebens frohe Jahre. Er benahm sich mit allen Leuten, mit denen er zu thun hatte, so edel und bescheiden, daß man ihn weit und breit nur den Ehrenmann zu Nikitin nannte. Und doch hatte er einen Feind, der auf seinen Sturz bedacht war.

Dieser war ein Kaufmann von Cherson, *) der einen Schleichhandel trieb, und fremde Waaren in das Reich schleppte. Seine Absicht zu erreichen, bestach er die Zollbeamten. Durch diesen Betrug gewann er seit mehreren Jahren so viel, daß er ein reicher Mann wurde.

Nun kam Tzernikow an das Zollamt zu Nikitin. Der Kaufmann versuchte auch bey dem neuen Zöllner, was ihm bey seinem Vorfahrer nie mißlungen war. Tzernikow stutzte. Der Kaufmann both ihm Geld. „Herr, sagte der rechtliche Mann, es mag Ihnen Ernst seyn, oder Sie mögen mich nur auf die Probe stellen, ich werde nie gegen meine Pflichten handeln. Wagen Sie es ja nicht mehr, mir etwas anzubiethen, was Ihre Person entehrt, und mein Gewissen verletzen

---

*) Eine Handelsstadt am Dniester mit einem Hafen.

würde. Ich habe keinen Sinn für Ungerechtigkeit." Der Kaufmann war betroffen. „Sie werden es bereuen", sagte er, und griff beschämt nach der Thür.

Von diesem Augenblicke an sann der Kaufmann nur auf Rache. Seine Erbitterung stieg mit jedem Tage. „Er soll es fühlen, sagte er öfters zu sich im Stillen, was es heiße, einen reichen Kaufmann so von sich zu weisen, wie es der Zöllner zu Nikitin that!" Unruhig über das Mittel, seine Waaren für die Zukunft heimlich in das Land zu führen, nahm er endlich seine Zuflucht zur Verläumdung eines Schuldlosen.

Er überschickte dem Fürsten Potemkin, der bey der Kaiserinn viel vermochte, verschiedene Waaren zum Geschenke, schrieb einen Brief dazu, und warnte ihn vor dem Zöllner Tzernikow zu Nikitin, als einem bösen Manne, der von der Kaiserinn und dem Fürsten ärgerlich geredet hätte. Und damit war die Schlinge bereitet, in die der Zöllner fallen sollte. Fürst Potemkin überreichte der Kaiserinn den Brief.

Eines Tages, als Tzernikow mit seiner Frau und Tochter mitten unter guten Freunden bey Tische saß, hörte er vor dem Zollhause ein Geräusch von Waffen. Eben wollte er ans Fenster eilen, als ein Unteroffizier mit einigen Soldaten zur Thür hinein trat, und ihm ankündigte, daß er

Befehl habe, ihn auf der Stelle in das Gefängniß zu führen. Die Frau fiel in Ohnmacht. Das Mädchen schrie und weinte. Nur Tzernikow, so sehr ihn der erste Anblick bewaffneter Soldaten niederschlug, faßte sich bald, und suchte seine Frau, die sich nach und nach wieder erholte, zu trösten. „Sey ruhig, gutes, liebes Weib! sagte er. Hier muß ein Irrthum obwalten. Ich weiß mich keines Verbrechens schuldig. Gott weiß es, und die Kaiserinn soll es inne werden, daß ich unschuldig bin. Ich werde bald wieder bey dir und meinem Kinde seyn!" „Nein, antwortete sie, sammelte alle Kräfte, und schwang sich vom Bette empor, auf welches sie sinnlos hingesunken war, ich will seyn, wo du bist!" Hierauf faßte sie ihn am Arme, das weinende Mädchen hielt sich am Kleide der Mutter fest, und so wanderte die leidende Unschuld unter Jammer und Thränen dem Gefängnisse zu.

Lange dachte Tzernikow über die Ursache seiner Gefangenschaft nach. Endlich gerieth er auf den Gedanken, daß der Kaufmann der Urheber seyn könnte. Er erinnerte sich der Worte desselben „Sie werden es bereuen!" und zweifelte nun nicht mehr an der traurigen Erfahrung, daß es Menschen gebe, die keine menschlichen Gefühle haben. Jetzt wurde es ihm leichter um das Herz. Er beruhigte seine Frau, erzählte ihr den Streich, den ihm die Gewinnsucht eines Kaufmannes bey dem

Zollamte spielen wollte, sagte ihr, daß er es ohne allen Zweifel seyn werde, der ihre Einkerkerung bewirkt habe, um sich zu rächen, und sehnte sich nach dem Tage, an dem er seinem Richter seine Unschuld werde entdecken können. Allein die Kränkung, die er, seine Frau, und sein Kind bereits erlitten, sollte nur der Anfang, und noch lange nicht das Ende seiner Leiden seyn. Nahmenloses Unheil stiftet die Verläumdung in der Welt!

Die entscheidende Stunde schlug. Tzernikow wurde gerufen. „Sie sind auf eine unbestimmte Zeit nach Sibirien verwiesen", sagte man ihm. Mit einem edeln Anstande und voll Geistesruhe antwortete Tzernikow: „Erlauben Sie mir, um die Ursache meiner Verbannung zu fragen. Ich will mich verantworten, denn ich weiß mich keines Verbrechens schuldig." „Ich bin Ihr Richter nicht, erwiederte jener, und der kaiserliche Befehl gibt die Ursache Ihrer Verbannung nicht an. Ich bedaure Ihr Schicksal; muß Ihnen jedoch sagen, daß Sie morgen reisen müssen. Hier haben Sie eine Abschrift von dem Befehle."

Dieß war ein Donnerschlag für ihn. Er kehrte jedoch mit männlicher Standhaftigkeit zu den Seinen zurück, und sagte zu seiner Frau, die sich indessen mit dem trostvollen Gedanken an Gottes weise und väterliche Regierung gestärkt hatte: „Man hat mir dich und mein Kind nicht genom-

men!" „Was Gott thut, das ist wohl gethan! versetzte die Frau. Es gehe, wie es will!"

So viele Standhaftigkeit traute Tzernikow dem weiblichen Geschlechte nicht zu. „Liebe, fuhr er fort, und drückte dem trefflichen Weibe treuherzig die Hand, unsre Herzen stimmen zusammen. Gottes Wille ist auch der meinige. Ich bin nach Sibirien verwiesen.*) Warum, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich unschuldig bin." „Ich bin nirgends unglücklich, sagte die Frau entschlossen, wenn ich nur bey dir bin. Die Gefährtinn deines Glückes will auch die Gefährtinn deines Unglücks seyn! „Wäre doch, ohne Leiden, die Welt nicht halb so schön, und der Mensch nicht halb so gut," versetzte ihr Gatte!

Ungeachtet Nahyda erst acht Jahre alt war, so machte das Gespräch der Aeltern doch tiefen Eindruck auf sie. „Mutter, sagte sie wehmüthig, seyd ihr denn heute wieder traurig?" „Nicht viel, antwortete die Mutter liebreich. Morgen werden wir verreisen, und du sollst bey uns seyn." Sie legte die Hand auf Nahyda's Haupt, das

*) Die Ost = Ural'schen Länder werden unter dem gemeinschaftlichen Nahmen Sibirien verstanden, und bestehen aus dem eigentlichen Sibirien, der Halbinsel Kamtschatka, und Inseln.

Kind griff darnach, küßte sie, und war mit dieser Antwort zufrieden.

Tzernikow hatte die Erlaubniß erhalten, seine häuslichen Angelegenheiten vor seiner Abreise noch in Ordnung zu bringen, und benützte dazu die wenigen Stunden, die ihm übrig waren. Und weil er von jedermann geliebt und geachtet war, so erhielt er auch Empfehlungsschreiben an den Statthalter des Regierungskreises, wohin er verbannt wurde. Das Fuhrwerk war gepackt. Der Morgen brach an, und Vater, Mutter, und Tochter waren reisefertig. Die Einwohner des Städtchens riefen ihnen noch einen freundlichen Morgengruß, und den herzlichen Wunsch einer glücklichen Reise zu, und begleiteten sie unter Thränen zum Thore hinaus. Tzernikow dankte mit einer Miene, in welcher Himmelsfriede lag, indessen seine Frau und sein Kind vor Schluchzen kein Wort mehr reden konnten. Und so fuhren sie den Weg, der ihnen von einem rohen Gerichtsdiener zum Orte ihrer Verbannung gezeigt wurde.

Es war schon kalt, und je weiter sie sich von dem Städtchen Nikitin entfernten, desto mehr nahm die Kälte zu, und die Zahl guter Menschen ab. Die Leute, unter die sie auf ihrer Reise geriethen, begegneten ihnen bald mit Mitleiden, und bald mit Verachtung. Aber wo Vertrauen auf Gott die Schläge des Schicksals tragen hilft,

da erträgt man sie leichter. Wenn ihnen manchmal Fälle aufstiessen, die ihr ganzes Herz erschütterten', so heiterte sie ein Blick auf ihre Tochter wieder auf. Sanft, duldend, und dabey munter betrug sich Nahyda auf dieser beschwerlichen Reise.

Nach zehn Wochen kamen sie zu Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, an. Tzernikow überreichte die Empfehlungsschreiben dem Statthalter, der ihn freundlich aufnahm. Theilnehmend tröstete er den Unglücklichen, ließ ihm eine Hütte und eine Strecke Landes nicht weit von der Hauptstadt anweisen, und erlaubte ihm, daß er sich seine Lage so erträglich machen dürfe, als es sein Vermögen gestatte. Bis der Boden, den er bearbeiten sollte, Früchte tragen konnte, theilte man ihm und seiner Familie alle Wochen Brot, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, und Sonntags Fleisch zu. Zwar wurden ihnen diese Eßwaaren nur kärglich mitgetheilt; allein Tzernikow hatte sich zu Nikitin durch seine gute Wirthschaft so viel bares Geld erworben, daß er damit gegenwärtig sich vor Mangel schützen konnte.

Die neue Hauswirthschaft war bald geordnet. Und nun beauftragte man ihn, daß er, nebst dem Anbaue seines Feldes, acht Monathe hindurch, und zwar jeden Monath 12 Hermeline, 6 Zobel, und 36 Füchse zur Statthalterschaft liefern sollte. Die

übrigen vier Monathe waren zu dem Feldbaue bestimmt. Die ersten sechs Monathe sprach ihn der menschenfreundliche Statthalter von aller Lieferung frey, und erlaubte ihm zugleich, daß er, wenn die Hermelin- und Zobelbeute nicht reichlich genug ausfallen sollte, solche mit Geld ersetzen oder nachholen dürfe, wenn er in einem andern Monathe glücklicher seyn würde. Werth ist jedem Edeln der Mann, der auch im Ueberfluße des Leidenden nicht vergißt, und seine freundliche Hand ausstreckt, ihn wieder aufzurichten, wenn ihn das Unglück niederschlägt. Er verdient es, daß seinen Namen die Geschichte ehrend aufbewahre. Er hieß Wathschiky.

Die Aussichten auf eine günstige Jagd waren anfangs trübe, denn der unbekannte Weg und das Schneegestöber vereitelten oft seine Hoffnung, und er mußte manchmal alle seine Kräfte anstrengen, sich so glücklich durch die Schneehügel durchzuarbeiten, daß er in keinen Abgrund fiel. Indessen holte seine Frau zu Hause Wasser aus dem gefrornen Fluße, oder Holz aus dem Walde, kochte, und besorgte alle übrigen weiblichen Arbeiten. Auch war die Ausbildung ihrer Tochter eines ihrer Hauptgeschäfte. Wie freute sich der müde und vor Kälte erstarrte Vater, wenn ihm Nahyda eine Strecke vor der Hütte entgegen kam, und

ihm erzählte, was sie den Tag über von der Mutter gelernt hatte!

Tzernikow erwarb sich bald die Liebe und das Zutrauen der ganzen Gegend. Abends besuchten ihn öfters die Nachbarn, die, wie er, aus ihrem Vaterorte verbannt waren, und verkürzten sich die Abendstunden dadurch, daß sie ihm ihre Tagesgeschichten erzählten, und meistentheils Trost von ihm holten.

Unter diesen Nachbarn war ein junger Mann, Nahmens Lupansky. Eine jugendliche Uebereilung hatte ihm seine Verbannung zugezogen. Lupansky fand die herzlichste Theilnahme bey Tzernikow; und da gute Herzen sich leicht einander finden und verstehen lernen, so schloß sich jener bald so enge an diese Familie an, daß sein zartes Herz nirgends mehr, als an ihrer Seite, Erleichterung, Trost, und Beruhigung finden konnte. Er und Tzernikow lebten wie Brüder zusammen, gingen miteinander auf die Jagd, und erreichten bald einen so hohen Grad von Jägergeschicklichkeit, daß sie mehr als die bestimmte Zahl Thiere würden geliefert haben. Auch ward ihnen gestattet, anstatt eines Fuchses, zwey Hasen zu liefern.

Sobald der Sommer begann, ging Tzernikow an die Bestellung seines Feldes. Er legte auch einen Garten an, den seine Frau bearbeitete. Den Ueberfluß der Gartengewächse verkaufte sie in

der Stadt. Fünf Jahre trieben sie diese Wirthschaft, und halfen dadurch nicht nur jedem Mangel ihres Hauswesens steuern, sondern legten sogar für Fälle, die sich nicht voraussehen lassen, ein Stückchen Geld zurück.

Mittlerweile wurde der Statthalter nach Petersburg berufen, und es kam ein anderer nach Tobolsk, der viele Aenderungen vornahm. Unter andern verordnete er auch, daß Tzernikow mit zwanzig andern Verbannten nahe an das Städtchen Mangasea wandern, und sich dort mit der Jagd und Fischerey beschäftigen sollte. Ein Donnerschlag für Tzernikow und seine Familie. Sie wurden über sechshundert deutsche Meilen tiefer in eine Gegend voll Eis und Schnee verwiesen, in der sie vollends keine Rettung ihrer Unschuld mehr hoffen konnten. Aber ihr duldender Sinn hielt auch diese Probe aus. Tzernikow nahm die Religion zu Hülfe. „Gott ist unser Vater, sagte er, und wird es seyn, wenn auch die ganze Welt sich zu unserm Unglücke verschwören sollte." Er flößte seiner Frau, mit einem vertrauenden, rührenden Blicke zum Himmel, Muth ein, und schnell erhoben sie sich über den Schmerz, den ihnen diese Nachricht verursacht hatte. Sie bepackten den Schlitten, der für sie bestimmt war, mit ihren Betten und Kleidern, verkauften in aller Eile ihre übrigen Habseligkeiten, und fuhren mit ihrer

Nahyda, unter einer Bewachung von zwey Soldaten, in die rauhesten Einöden Sibiriens bey der strengsten Kälte. An die Schlitten waren Hunde gespannt, die so gut wie unsere Pferde ziehen. Dörfer trafen sie selten; aber wo sie welche fanden, mußte ihnen die Gemeinde Speise und Nachtlager verschaffen.

Sie erreichten die Wüste Barbiensk, eine ungeheuere Einöde. Beynahe dreyhundert deutsche Meilen von Baraba bis Tomsk mußten die Schlitten fortgeschleppt werden, ohne daß sie einen Menschen, außer ihren Reisegefährten, zu Gesichte bekamen. Lebensmittel für sich und ihre Hunde nahmen sie aus dem letzten Dorfe mit, das sie verliessen.

So oft die Nacht einbrach, sahen sie die Wahrscheinlichkeit vor sich, entweder durch die Kälte, oder durch die wilden Thiere umzukommen. Sie mußten unter freyem Himmel übernachten, und jede Nacht mußte eine Person, die ein großes Feuer unterhielt, der Gefahr wegen Wache halten. So schlief man in Gottes Nahmen, so gut man konnte, auf den Schlitten bis zum Anbruch des Morgens. Endlich riß sie der Anblick einer fernen Stadt aus ihrer Aengstlichkeit. Sie kamen zu Jeniseisk an, und Tzernikow wurde mit Frau und Kind bey einem Kaufmanne freundlich bewirthet. Die guten Leute waren ent-

kräftet, und bedurften Erholung. Man erlaubte ihnen vierzehn Tage Ruhe.

Nahyda wurde bald mit des Kaufmannes Töchtern bekannt und vertraut. Was sie that, und was sie sagte, sahen und hörten sie mit Wohlgefallen. Wie neugeboren stand sie unter ihnen, als sie ihres Lebens wieder froh wurde, und verbreitete jeden Tag neue Freude unter ihnen. Der brave Kaufmann bewies unsern Unglücklichen Mitleiden und Liebe, und Tzernikow konnte sich nicht enthalten, seiner Frau laut zu sagen, daß es unter jedem Himmelsstriche gute Menschen gebe. Aber wie schnell verflossen die Tage ihrer Erholung! Sie mußten sich von ihrem guten Wirthe trennen, und sich wieder auf die Schlitten setzen.

Drey Wochen dauerte noch ihre Reise, und binnen dieser Zeit sahen sie nur ein einziges Dorf. Bald entstand ein heftiger Sturmwind. Er jagte den Schnee so gewaltig zusammen, daß sie keinen Augenblick vor dem Sturze in einen Abgrund sicher waren. Nicht einmal die Fuhrleute konnten ihre Bangigkeit mehr verbergen. Sie verloren unter dem Schneegestöber jede Spur des Weges, und so schwebte die ganze Reisegesellschaft zwischen Leben und Tod, bis sich der Sturm nach acht Tagen wieder legte. Da sahen sie den Fluß Jenisey. Ganz entkräftet entschlossen sie sich, hier ein Paar Tage unter Gottes freyem Himmel auszuruhen.

Sie gruben ein Loch in den Schnee, machten Feuer in die Grube, kochten ihre Speisen, wärmten sich, und brachen nach zwey Tagen wieder auf.

Noch fand sich aber immer keine Spur von Menschen. Die Lebensmittel reichten kaum mehr für einige Tage hin, und der Gedanke, nahe am Ziel ihrer Reise noch den Hungertod zu sterben, war jetzt ihr einziger Gedanke. Aber ehe noch ihre Lebensmittel ganz aufgezehrt waren, merkten die Fuhrleute, daß die müden Hunde ihre Ohren spitzten. „Wir sind gerettet!" schrien sie auf ein Mal. Sie hielten still. Die Hunde bellten. Tzernikow hörte ein Gebell von andern Hunden aus der Ferne. Die Freude war unbeschreiblich. Selbst die ausgemergelten Hunde zogen die Schlitten rascher, und nach einer halben Stunde erblickten sie das Städtchen Mangasea.

Hier verschaffte ihnen die Obrigkeit Wohnungen, bis Hütten zu ihrem Aufenthalte nahe am Ufer des Jenisey erbaut waren. Die ganze Gegend ist eine Wüste, und so sumpfig, daß kein Halm Getreide wächst. Die Einwohner müssen Soldatendienste leisten, und erhalten ihren Unterhalt von dem Kaiser. Mehl, und andere Lebensmittel holen sie im Sommer zu Wasser von Jeniseisk, und bezahlen alles mit Fellen von wilden Thieren. Sie halten sich Pferde, Kühe, und Schweine. Ringsumher sind Berge und Wälder.

Der Winter ist streng, und der Sommer dauert selten länger, als ein Paar Monathe.

In dieser Gegend sollte Tzernikow seine bleibende Stätte haben, er, der es verdiente, daß es ihm besser als Tausenden in der Welt gehen sollte. Doch die Zeit, welche die Menschen selbst an die schrecklichsten Uebel gewöhnen kann, wirkte auch auf ihn. Stillschweigend und betrübt ging er mit Frau und Tochter, die jetzt schon zwölf Jahre alt war, in die neu gebaute Hütte. „Gutes Muthes! rief er. Oft kommt man auf dem Dornenpfade seinem Ziele näher, als auf dem Rosenpfade. Es lebt der alte Gott! Wir wollen von ihm nehmen, was uns seine Vaterhand gibt!"

Die Mutter ging mit ihrer Nahyda in das Städtchen, kaufte verschiedenes Geräthe, und ordnete mit ihr das neue Hauswesen. Des andern Tages besuchten ihn seine Unglücks-Gefährten. Tzernikows Freundlichkeit flößte ihnen Zutrauen ein, und sie gingen jedes Mal getröstet in ihre Hütten zurück. Diese Vertraulichkeit linderte viele unangenehme Vorfälle ihres harmvollen Lebens.

Es begann der Sommer. Alle Verbannten wurden von dem Befehlshaber, Woywode genannt, zum Fischfange aufgefordert. Nur große Fische müssen eingeliefert werden. Kleinere gehören den Verbannten, denn der Fische sind hier in den Flüs-

sen so viele, daß sie keinen besondern Werth haben. So kam denn Tzernikow oft schwer beladen mit Fischen nach Hause, die seine Frau bald auf der Stelle zur Speise bereitete, bald aber trocknete, oder räucherte, und für den Winter aufbewahrte. Sonst erhielt er, wie die andern Verbannten, alle Wochen die bestimmten Eßwaaren, und eine halbe Rubel im Gelde.

Im Winter mußten Bären, Wölfe, und schwarze Füchse erlegt werden. Auf die Bären- und Wolfsjagd ging man alle Monathe in geschlossenen Gesellschaften ein Mal, nahm Lebensmittel auf acht Tage, Hunde, Schlitten, Bretter, Pickel, und Schaufeln mit, und schlug Hütten auf, in denen man die Lebensmittel niederlegen, und Nachts ausruhen konnte. Segenswünsche gaben Gattinn und Tochter dem Gatten und Vater auf den Weg, und sehnten sich ängstlich unter tausend Sorgen nach seiner Wiederkunft.

Er kam auch unter Gottes väterlichem Schutze jedes Mal gesund und heiter zurück. Nur fühlte er nach vier Jahren, die er hier verlebt hatte, daß seine Körperkraft geschwächt war. Indessen schien es ihm auch, daß seine Tochter, die jetzt schon groß gewachsen war, von Woche zu Woche mißmuthiger zu werden anfing. „Liebes Kind! sagte er einst zu ihr, Mißmuth ändert deinen Zustand nicht, und bringt weder mich, noch deine

Mutter weiter. Wozu dein stiller Gram?" „Vater, antwortete sie mit Thränen, auch in unsrer Wüsteney höre ich oft von unsers neuen Kaisers Gerechtigkeit sprechen. Ich will nach Petersburg reisen, ihm zu Füßen fallen, und ihn um Gerechtigkeit für meinen Vater bitten. O lassen Sie mich! lassen Sie mich!" „Mein Kind sagte ihr Vater, du bist unter allem auf Erde das Nächste meinem Herzen. Denk dir eine so mühselige und gefährliche Reise!" „Vater, fuhr Nahyda fort, Ihr und meine Mutter seyd mir alles! Die Beschwerlichkeiten der Reisen schrecken mich nicht. Aber daß ich so lange ein unglückliches Mädchen seyn muß, als mein Vater ein unschuldig Verbannter ist, das schreckt eure Tochter, die ihre Aeltern zärtlich liebt! Dieser Gedanke ist es, der mein Herz ohne Unterlaß quält. Welche Mühe ist wohl einem guten Kinde zu groß, wenn es das Wohl seiner Aeltern betrifft!" Hier brach sie in Thränen aus. „Laß sie, guter Mann! laß sie reisen!" schluchzte die Mutter. Tzernikow schwieg, wurde tiefsinnig, und sprach endlich: „Ja, du sollst nach Petersburg reisen. Die Tugend wird dein Schutzgeist, die Religion dein Trostgrund seyn. Binnen wenigen Tagen werden einige Verbannte ihre Strafzeit vollendet haben. Man wird sie nach Petersburg zurückführen. Ich will den Woywode bitten, daß er dir erlaubt, die Reise mitzumachen." Er

verließ hierauf die Hütte, kam nach einigen Stunden wieder, und brachte seiner Tochter die Nachricht: daß der Woywode seiner Bitte zugesagt habe.

Die Mutter stattete nun ihre Tochter zur Reise aus, und gab ihr verschiedene gute Lehren mit auf den Weg. Es nahte sich die Stunde der Trennung. Ein Strom von Thränen entfloß den guten Seelen. Keines konnte vor Schluchzen sprechen. Bald umarmte die Tochter den Vater, bald die Mutter. Endlich bestieg das entschlossene Mädchen das Fuhrwerk, wandte sich oft, und so lange sie ihre Theuern erblicken konnte, nach denselben um, rief ihnen noch manches herzerschütternde Lebewohl zu, und wandelte dann mit einem Muthe, der sie nur Gutes hoffen ließ, durch das öde Sibirien.

Bey dem Kaufmanne zu Jenisey war sie wie zu Hause. Von ihm, seiner Frau, und ihren Töchtern erhielt sie Reisegeld. Nach drey Tagen schied sie von ihnen. Zu Tobolsk vernahm sie, daß sich ihre Reisegesellschaft entschlossen habe, vier Wochen dort auszuruhen. Das mag sie, dachte Nahyda, und wünschte sich Flügel, um nur recht bald nach der Residenz zu kommen. Sie schlief die ganze Nacht nicht, und verfolgte ihre Reise mit Anbruch des Tages ganz allein. Keine Witterung, sie mochte noch so stürmisch seyn, konnte sie vermögen, einen Rasttag zu machen. Schon waren ihre Füße wund, und bald konnte sie, ohne heftige Schmerzen, nicht

mehr auftreten. „Nur fort! sagte sie dann zu sich selbst. Auch deine Aeltern ließen es sich oft sauer werden, wenn es ihre Tochter galt. Du würdest es nicht werth seyn, deines Vaters Nahyda genannt zu werden, wenn du nur Einen Augenblick zu seiner Rettung versäumtest!“ Und so machte sie einen Weg von tausend Meilen, und traff nach acht Monathen zu Petersburg ein.

Jetzt fühlte sie erst die Folgen ihrer beschwerlichen Reise. Sie kehrte bey einem Gastwirthe ein, sank, als sie in die Stube trat, auf den nächsten Stuhl hin, und bath ganz entkräftet um Labung. Als sie sich erholt hatte, erzählte sie dem Wirthe den Zweck ihrer Reise, sagte ihm, daß sie keinen Menschen in der ganzen Stadt kenne, und bath ihn um seinen Rath. Der Wirth war ein guter Mensch, und rühmte ihr die Fürstinn Trubatzkoi, eine Schwester des Feldmarschalls Romanzof, als eine wohlthätige Frau, die Niemanden ohne Trost von sich zu weisen pflege.

Gleich Morgens raffte Nahyda alle ihre Kräfte zusammen, und hinkte auf ihren wunden Füßen zur Fürstinn hin. Sie wurde ohne Schwierigkeit gemeldet. Die Fürstinn ließ sie rufen. Unbefangen und vertraulich erzählte Nahyda die Geschichte der Verbannung ihres Vaters. und schloß ihre Erzählung mit einer Wehmuth, die auch der Fürstinn Thränen entlockte. Sie versprach Hülfe, fuhr so-

gleich zu dem kaiserlichen Rathe Kosodavlef, und nahm das Mädchen mit. Kosodavlef untersuchte den Prozeß des Vaters, und fand weiter nichts, als den Brief des Kaufmanns an den Fürsten Potemkin, und das Verbannungsurtheil der Kaiserinn. Nahyda wiederholte die Geschichte, die zur Verbannung Anlaß gab, und deckte die Ursache der Verleumdung auf. Die Sache wurde dem Kaiser berichtet, und Alexander befahl, daß Tzernikow auf der Stelle in Freyheit gesetzt werden sollte.

Bey dieser Nachricht war Nahyda vor Freude beynahe ausser sich. Der Kaiser, dessen edeln Herzen die heldenmüthige Aufopferung und beyspiellose kindliche Liebe überaus wohl gefiel, ließ das gute Mädchen rufen. Die Fürstinn nahm sie mit sich nach Hof. Kaum zeigte sie ihr den Kaiser, der auf sie zuging, so eilte sie ihm entgegen, fiel auf ihre Kniee, und dankte ihm mit einer rührenden Thräne im Auge für die Rettung ihres Vaters. Alexander hieß sie aufstehen. Wie eine Frühlingsblume stand sie voll Offenheit und Unschuld vor ihm. Als er lange recht freundlich mit ihr gesprochen hatte, verbeugte sie sich mit einer so sanften und freudenvollen Miene, daß er zur Fürstinn sagte: „Ich zweifle, ob ich jemals mit einer so gutmüthigen Person gesprochen habe. Aus ihrem ganzen Gesichte spricht ein Herz ohne Falsch.“ Er, und wer sich um ihn befand, beschenkte sie mit bedeuten-

den Goldstücken. Sie durfte sich wieder zur Fürstinn in den Wagen setzen, und mit ihr nach Hause fahren.

Des andern Tages erhielt Nahyda einen kaiserlichen Befehl an das Oberpostamt, sie schleunigst von einer Post zur andern unentgeldlich zu führen. Dem Statthalter zu Tobolsk wurde befohlen, den unschuldigen Tzernikow sogleich von seinem Verbannungsorte nach Petersburg zu rufen, und ihn auf Kosten des Kaisers mit viertausend Rubel Reisegeld zu versorgen. Kaum hatte das Oberpostamt den Befehl erhalten, so stand auch schon ein Wagen für Nahyda vor ihrer Thür. Voll freudigen Erstaunens über diese schnelle Wendung der Sache, fiel sie jetzt ihrer Wohlthäterinn zu Füßen, dankte ihr mit einer, die Fürstinn innigst rührenden, Herzensergiessung, setzte sich in den Wagen, und fuhr unter Freudenthränen zum Thore hinaus. Nach dritthalb Monathen kam sie gesund und wohlbehalten wieder bey ihren Aeltern an. Die Freude derselben, als ihr einzig gutes Kind wieder in ihren Armen lag, ihr frohes Erstaunen über die unerwartete Rettung, und der Dank, der aus ihren Herzen für den gerechten Kaiser und die edelmüthige Fürstinn zum Himmel stieg, ist nicht zu beschreiben.

Der Woywode zu Mangasea öffnete kaum den kaiserlichen Befehl, als er unsern Tzernikow, seine

Frau, und seine Tochter schon in sein Haus berief, an seine Tafel zog, und augenblicklich für ihre bequeme Abreise sorgte. Auch der Statthalter von Tobolsk ließ ihn einige Tage nicht von sich, und behandelte ihn und die Seinigen auf das freundschaftlichste.

Tzernikow kam endlich in Petersburg an. Er wurde zum Kaiser gerufen, und mußte demselben den ganzen Verlauf der Geschichte erzählen. Und weil alle Zeugnisse, die Alexander seinetwegen einholte, von der Rechtschaffenheit und Treue sprachen, die Tzernikow zu Nikitin bewiesen hatte, so beförderte er ihn zu einem höhern und einträglichern Posten. Der Verleumder war indessen gestorben. Tzernikow aber lebt noch, und Nahyda wurde die Gemahlin des Lupanski, der gegenwärtig eine blühende Handlung zu Moskwa führt.

Rettung für Rettung.

Verschiedene Völker, wenn sie miteinander Kriege führen, verkaufen diejenigen Soldaten, die sie zu Gefangenen machen, als Sklaven. Dieses thaten ehemals auch die Venezianer, wenn Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Türken ausbrachen. Sie verkauften die gefangenen Türken auf öffentlichem Platze wie eine Waare, die man bey uns auf dem Markte feil biethet.

Ein solcher Türke kam einst als Sklave in die Nachbarschaft eines reichen Venezianers, der ein Kaufmann war, und einen Sohn von beyläufig zwölf Jahren hatte. Der Knabe stellte sich oft an das Fenster des Zimmers, welches er bewohnte, und betrachtete den Unglücklichen, der, mit Ketten beladen, ungemein hart arbeiten mußte. Das Gefühl des Mitleidens regte sich in seinem Herzen. Wenn er vor dem Hause des Herrn, der den Türken gekauft hatte, vorbey ging, stand er sehr oft still, grüßte ihn freundlich, und gab ihm mit einer kläglichen Miene zu verstehen, was in seinem Herzen vorgehe. Ha-

met, so hieß der Sklave, dankte ihm alle Male mit einer Miene voll Wehmuth. Diese traurige Gemüthsstimmung machte den Knaben aufmerksam. Oft bemerkte er, daß Hamet weinte.

Dieser Anblick wirkte zu tief auf das Herz des Knaben, als daß er ihn noch länger hätte aushalten können. Er sprach deswegen mit seinem Vater, und bath ihn um Hülfe für den trostlosen Türken.

Der Vater liebte seinen Sohn zu sehr, als daß er ihm eine so menschenfreundliche Bitte hätte abschlagen können. Der Entschluß war gefaßt, und die Anstalt getroffen. Der Kaufmann belauschte den Türken. Sein Gesicht verrieth Unschuld und Redlichkeit. Er besuchte ihn mit Erlaubniß seines Nachbars, mit dem er schon zuvor im Reinen war. Hamet, eben in seiner Arbeit begriffen, erschrack an der Gegenwart des Unbekannten. „Bist du Hamet, fragte ihn der Kaufmann, von dem mein Sohn mit mir gesprochen hat?“

„Ja, antwortete der Türke, ich heiße Hamet, und bin schon drey Jahre als Sklave hier. Seit dieser Zeit war ihr Sohn, wenn Sie doch sein Vater sind, der einzige Mensch in Venedig, der an meinem Schicksale Antheil nahm. Er ist aber auch der Einzige, für den ich das höchste Wesen bitte, daß ihm Zeit seines Lebens recht viel Gutes widerfahren möchte.“

„Aber, antwortete der Vater, die Türken be-

handeln doch die Christen auch nicht besser, wenn sie in ihre Gefangenschaft gerathen?"

„Ich bin, sagte Hamet, an der Unmenschlichkeit meiner Landesleute so wenig Schuld, als Sie es an der Härte Ihrer Landesleute sind, und ich habe nie einen Sklaven gemacht." Unter diesen Worten flossen Thränen über sein Angesicht. Er legte seine Hände kreuzweise über die Brust, neigte sich tief, und schluchzte: „Allmächtiges Wesen, du bist der Christen und der Türken Gott! Stärke mich, daß ich nie über deinen allweisen Rathschluß klage, und lenke die Herzen der Christen, daß sie mir meine Freyheit schenken!"

„Hamet, sprach der Kaufmann, dessen Nahme Franzesco war, würdest du mir einen Gefallen erweisen, wenn ich dein Elend lindern wollte?" „Befehlen Sie, versetzte der Türke, ich werde alles in der Welt thun, wenn Sie mir die Freyheit zusichern." „Hier, erwiderte Francesco, hier nimm diesen Dolch! Laure zur Nachtszeit auf eine günstige Gelegenheit, und stoß ihn deinem Herrn, meinem Todfeinde, ins Herz. Ich werde mit meinem Gelde allen übeln Folgen vorbeugen, die dieser Mord für mich und dich haben könnte. Auf! Befürchte nichts. Du sollst frey seyn!"

Dieser Antrag brachte Hamets Seele in die heftigste Bewegung. „Wie, sprach er mit funkelnden Augen, ist das die Lehre euers Propheten, den ihr

Christus nennt? Alle Reichthümer Venedigs werden es nicht vermögen, daß ich eine That ausübe, die meine ganze Seele empört. Herr, Sie sollen wissen, daß ich keine Sklavenseele habe, wenn ich schon Sklave bin. Ehe wollte wollte ich an meinen Ketten verschmachten, als daß ich ein Mörder würde!“

„Nein, sagte Francesco im sanften Tone, nein, Hamet, du sollst an deinen Ketten nicht verschmachten. Ich verabscheue Mord und Verrätherey so sehr als du. Nur prüfen wollte ich dich, ob du der Freyheit würdig wärest. Vergib mir. Ich bin nun vollkommen überzeugt, daß deine Tugend keiner Prüfung bedurfte. Noch ehe ich zu dir kam, war der Handel mit deinem Herrn geschlossen, und das Lösegeld für dich bezahlt. Hamet, du bist frey! Ich wünsche nichts weiter, als daß du dich deines Sklavenstandes erinnern möchtest, wenn du Christen in türkischen Fesseln seufzen siehest. Rette sie, wenn Rettung in deiner Macht steht. Dein Bewußtseyn wird dich lohnen.“

Hamet war über den unverhofften Ausgang dieser Unterredung so betroffen, daß er wie sprachlos dastand. Bald faßte er sich aber wieder, und umarmte, entzückt vor Freude, seinen Wohlthäter, weinte laut, und dankte so oft und lange, bis sich Francesco aus seinen Armen wand. Als ihm die Fesseln abgenommen waren, steckte er ihm einen Beutel voll Geld in die Tasche, wünschte ihm Gottes Se-

gen auf die Reise, und trennte sich unter Thränen von ihm.

Beynahe ein halbes Jahr war indessen verflossen, als man früh Morgens gewaltig an dem Hausthor des Kaufmanns pochte, und vor seinen Fenstern „Feuer! Feuer!“ rief. Durch das Gepolter aus dem Schlafe geweckt, hörten Francesco und seine Leute den Schall der Feuerglocke, das Gewirbel der Trommel, und das Gerassel der Wagen und Feuerspritzen. Schnell warfen sie das nächste beste Kleid um den Leib, eilten zu den Fenstern, und vernahmen, daß Francesco's Haus in Flammen stehe. Jeder sprang der Treppe zu, um mit heiler Haut durchzukommen. Das Hausthor war von außen schon mit Aexten eingehauen. Jetzt erst erwachte Francesco's Sohn, der in dem obersten Geschosse des Hauses schlief. Das Prasseln des Feuers weckte ihn. Er griff nach der Zimmerthür, aber die Flammen schlugen ihm schon entgegen. Er eilte ans Fenster, streckte seine Arme aus, und schrie um Hülfe. „Um Gottes willen, rief der Vater, der das klägliche Geschrey seines Kindes hörte, vor Schrecken habe ich meinen Sohn zu wecken vergeßen! Laßt mein Haus, laßt mein Hausgeräth, laßt alle meine Waaren verbrennen, nur mein Kind, ich bitte und beschwöre euch um alles, nur mein Kind rettet! Der Retter soll die Hälfte meines Vermögens haben!“ Die Treppen waren

schon vom Feuer ergriffen. Es wurden also Leitern an die Mauer gelegt.

Tausende umstanden das brennende Haus; aber nur wenige hatten Muth, den Preis zu erringen. Sie versuchten zwar, durch das so großmüthige Versprechen gelockt, an verschiedenen Stellen hinanzuklimmen: aber Rauch und Feuer schlugen ihnen entgegen, und zwangen sie, wieder umzukehren. Bey diesem Anblicke verlor der Vater die Besinnung, und stürzte kraftlos zu Boden. Schon fielen Trümmer vom Dache zur Erde, und das Jammergeschrey am Fenster vergrößerte sich.

Da drängte sich ein junger Mann, dessen Angesicht voll Schweiß war, durch das Gewühl der Leute, stieg mit der Unerschrockenheit eines Helden, der zu siegen oder zu sterben entschlossen ist, auf eine Leiter, erreichte unter den Flammen, die über ihm zusammenschlugen, das Fenster des verzweifelnden Knaben, faßte ihn bey der Hand, riß ihn hastig zu sich, umschloß ihn mit dem rechten Arme, kehrte den Rücken gegen das Feuer, schlang den linken Arm um die Leiter, und ließ sich, ohne eine Sprosse derselben zu berühren, blitzschnell mit dem Kinde auf die Erde herab. Allgemeines Frohlocken verbreitete sich unter der bangen Menge. „Das war edel! schallte es von allen Seiten, das war edel!“

Francesco erholte sich bald wieder bey seinem Nachbar, in dessen Haus man ihn getragen hatte.

Er öffnete die Augen, und — erblickte seinen geretteten Sohn, der zwar im Gesichte und an den Händen verletzt, aber nicht gefährlich beschädiget war. Nahmenlose Freude durchdrang bey diesem Anblicke das verwundete Vaterherz. „Wo ist dein Retter?“ fragte er im Tone der höchsten Freude. Viele eilten, den jungen Mann aufzusuchen, der mit Gefahr seines Lebens den Knaben gerettet, und im Kreise seiner Bewunderer sich beynahe verloren hatte. Er wurde mit zur Hälfte verbrannten Kleidern und von schmerzlichen Brandflecken entstelltem Angesichte zu ihm gebracht. „Freund, sagte Francesco, nimm hier einsweilen diesen Beutel mit Gold! Für deine Verletzungen werde ich dich morgen schadlos halten.“ „Herr, antwortete der edelmüthige Mann, nicht für Gold wagte ich mein Leben: ich erfüllte Menschenpflicht.“ „Himmel! rief Francesco, diese Stimme“ — “Gott! fiel ihm der Knabe ins Wort, es ist Hamet!“

Und schon lagen sich alle drey einander in den Armen. Endlich unterbrach der Vater das Schweigen, indem er sprach: „Aber, Hamet! wie kommest Du denn um des Himmels willen dazu, daß Du hier wieder Sklave bist?“ „Ich danke es dem Propheten, daß ich es bin, versetzte jener, um Ihr mir so theueres Kind aus den Fammen retten zu können! O nicht mein, meines mit mir in Venedig als Sklave seufzenden Vaters Schicksal war es, was mir so oft

Thränen auspreßte. Diese Thränen versiegten durch Ihre Großmuth, indem Sie mich loskauften, denn kaum war ich frey, so übergab ich dem Manne, der meinen Vater gekauft hatte, das Geld, das Sie mir schenkten, bath ihn, meinen Vater frey zu lassen, und both mich dafür zum Sklaven an. Meine Bitte wurde mir gewährt, und seit dieser Zeit bin ich wieder Sklave in Venedig."

Staunend hörten alle Hamets Erzählung an. Da traff die Nachricht ein, daß der Brand gelöscht, und nur das Dach mit dem obersten Geschosse des Hauses zu Schaden gekommen sey. Francesco war ganz beruhiget, und sagte: „Und seit so langer Zeit, Hamet! seit einem halben Jahre hast Du mir dein Schicksal verschwiegen?" Hamet schwieg. „Gut, fuhr Francesco fort, du hast eine Schuld der Natur gegen deinen Vater, und gegen mein Kind die Pflicht der Dankbarkeit mit Gefahr deines Lebens abgetragen. So eine Tugend verdient mehr, als ich dem Retter meines Sohnes versprochen habe. Ich werde nicht nur mein Vermögen zur Hälfte mit Dir theilen: Du sollst auch in meinem Hause wohnen, und gemeinschaftlich mit mir die Handlung führen." Allein alle Ueberredungen und Bitten vermochten den uneigennützigen Edeln nicht dahin zu bringen, einzustimmen, und dem Kaufmanne blieb zuletzt kein anderes Mittel der Dankbarkeit mehr übrig, als

ihn noch Ein Mal loszukaufen. Als dieses geschehen war, ließ er ein eigenes Schiff für ihn ausrüsten: und als die Stunde der Trennung geschlagen hatte, reichte er ihm noch einen Beutel mit Gold, und begleitete ihn, mit seinem Sohne, mit den dankbarsten Aeußerungen zu Schiffe. Hier umarmten sie sich wechselsweise auf das zärtlichste, und sagten sich unter tausend Thränen auf ewig ein herzzerreissendes Lebewohl.

Das Opfer kindlicher Liebe.

Schach *) Abbas der Zweyte ward mehr durch Geburt und Erbrecht, als durch vorzügliche Geistesgaben, zum Throne von Persien berufen. Gleichwohl vergrößerte er den Umfang seiner Staaten beträchtlich, denn ein günstiges Geschick hatte ihm unter seinen Kriegsobersten verschiedene gute Feldherren verliehen, die, auf seinen Befehl und mit seinen Heeren, Thaten ausführten, die er selbst wohl ungethan gelassen haben würde. Einer der vorzüglichsten unter ihnen war Meliabeth. Seit seinen frühesten Jünglingsjahren diente er dem Staate, hatte nichts seiner Geburt, alles seinen Verdiensten zu verdanken; war von dem gemeinsten Krieger bis zum Anführer von Hunderttausenden aufgestiegen. Unter seiner Anführung hatten die Perser immer gesiegt, und nie sich empört. Mit Klugheit auf dem Heerzuge, mit Heldenmuth im Kampfe, mit Geistesgegenwart in

*) Kaiser.

den Stunden der Gefahr verband er ein gefühlvolles Herz, das stets seiner Mitbürger und des Unbewaffneten, nicht selten auch seines Gegners, wenn er zu erliegen schien, schonte. Er wußte sein Panier unüberwindlich, seinen Nahmen furchtbar, seinen Angriff unwiderstehlich zu machen: aber einen einzigen Feind verstand er doch nicht zu besiegen, und dieser Feind war — Scheelsucht und Hinterlist seiner Mitheerführer. Tausend Verleumdungen streuten sie gegen den Edeln aus, den sie nicht zu erreichen, noch minder zu übertreffen vermochten. Meliabeth selbst verachtete gleichgültig ihre Bosheit; aber Schach Abbas Ohr stand, leider, nur allzugern jedem Ankläger und Verleumder offen. Mißtrauen, der gewöhnliche Fehler schwacher Seelen, bestimmte ihn nicht selten zu Handlungen, die an Grausamkeit grenzten. Oft ward der Biedermann bestraft, indessen der Frevler sich belohnt sah.

Jetzt, als Meliabeth von einem Feldzuge gegen die usbeckischen Tartaren siegreich zurückkehrte, als er hoffte, von einem dankbaren Fürsten mit Lob und Belohnungen empfangen und überhäuft zu werden — da sah er sich plötzlich, zu seiner größten Befremdung, in den Stunden der Mitternacht von einem bewaffneten Trupp sogenannter königlichen Bothen überfallen, verhaftet, in Ketten geschlagen. Vergebens, daß er bath, ihn nur noch ein einziges Mal vor das Antlitz seines Gebiethers zu bringen, vergebens, daß

er seine Verhafter beschwor, ihm wenigstens zu sagen: welches Verbrechens er beschuldiget werde. Er flehte zu tauben Ohren und felsenartigen Herzen, ward fortgeschleppt, und in einen Thurm geworfen, der am Ufer des Tigris auf einer beträchtlichen Anhöhe stand, und der schon oft zur Aufbewahrung angeblicher Staatsverbrecher gebraucht worden war.

Hier, kaum mit alten verschließenen Gewändern nothdürftig für seine Blösse bedeckt, trübes Wasser und schwarzes Brot zur Nahrung, halb vermodertes Stroh zum Lager, geschieden von aller menschlichen Gesellschaft, flüchtig bedauert, und bald vergessen von seinen Mitbürgern — hier bejammerte nun der unglückliche Meliabeth sein unverdientes Loos, den Undank des Fürsten, und den raschen Wechsel menschlicher Größe und Niedrigkeit. Hier zu vermodern war seine sicherste Aussicht. Was ihn aber am bittersten schmerzte, war die Entfernung von seiner einzigen Tochter, dem Augapfel seiner väterlichen Zärtlichkeit, an der er, von dem ersten Tage ihres Lebens an, mit einer unaussprechlichen Innigkeit hing, die er bey dem letzten Feldzuge, als er von Ispahan aufbrach, der Sorgfalt seiner Schwester anvertraut hatte, und die nun längst, seiner Nachrechnung nach, ihr Blüthenalter erreicht haben mußte.

Wirklich verdiente auch Hal Mehi — so hieß dieses theure Mädchen — eines solchen Vaters Liebe

vollkommen. Männlicher Muth herrschte in ihrem Geiste, eine fast mehr als weibliche Tugend in ihrem Herzen. Mit Leichtigkeit begriff sie jede Kenntniß, die ihr dargebothen ward, mit unermüdetem Fleiße strebte sie täglich, sich immer mehr und mehr zu vervollkommnen. Nichts, was sie einmal gefaßt hatte, vergaß sie wieder; doch war sie bescheiden in der Anwendung, fühlte gar wohl die Kraft, die in ihr lebte, und prahlte gleichwohl nie damit, war von höchster Zartheit in ihren Empfindungen, aber auch ausdauernd in jedem einmal ergriffenen Vorsatze. Vier Jahre hindurch — so lange schon schmachtete Meliabeth im Kerker — war sie von ihrem Vater geschieden, aber unablässig gedachte sie seiner. Sein Bild schwebte aus den Jahren ihrer Kindheit stets treu und ehrfurchtwerth vor ihren Augen. Zu unzähligen Malen hatte sie schon ihre Erzieherinn beschworen: ihr zu sagen, was aus diesem geliebten Vater geworden sey, aber immer verhehlte ihr dieselbe sein trauriges Geschick, täuschte sie anfangs durch Erzählungen von fernen Kämpfen und Siegen, suchte dann zweifelhafte Ausflüchte, oder tröstete sie mit einer bald günstig werdenden Zukunft.

Doch, was jene aus falsch verstandener Schonung Hal Mehin verschwieg, das entdeckte ihr eine Sklavin. Spät zwar, aber umständlich, erfuhr von ihr das bekümmerte Mädchen: daß Meliabeth in einem alten Thurme am Tigerstrom, unweit den

Mauern von Balsora, sein Leben verjammere, und von Stund an ward Hal Mehi's einziger Gedanke: bis zu ihm hinzudringen, ihn zu sehen, zu sprechen, sein Unglück zu erleichtern, zu enden, oder — zu sterben mit ihm. Daß Balsora sechzehn Meilen weit von ihrem Aufenthalte entfernt liege, daß es ein Weg voll Mühseligkeit sey, daß für ein Mädchen, das noch nie allein dreyhundert Schritte weit von ihrer Wohnung sich entfernt hatte, eine solche Reise schwieriger seyn müsse, als für einen Mann der Weg durch ganz Asien — alles dieses erschreckte die heldenmüthige Hal Mehi nicht. Schnell ward ein Plan entworfen, und ohne Verzug zur Ausführung desselben geschritten.

Ihr erstes, unumgängliches Erforderniß war ein Mannskleid. Jene Sklavinn, die ihr den ersten Liebesdienst erwiesen, ihr den Aufenthalt ihres Vaters entdeckt hatte, wußte auch bald für den zweyten Rath. Was Hal Mehi an Juwelen, Gold, und Goldes Werth fortbringen konnte, das nahm sie mit, um, im Nothfalle, zu erkaufen, was erkaufbar wäre. In einem zurückgelassenen Briefe dankte sie ihrer Erzieherinn aufs wärmste für die Sorgfalt ihrer Erziehung, sie machte ihr kein Geheimniß daraus, daß sie, ihren Vater aufzusuchen, gehe, aber sie beschwor dieselbe auch, durch Nachforschung oder Nachsendung nicht ihren Untergang zu bewirken, denn nur todt könne sie ohne ihn

zurückgebracht werden. So entwich sie, durch die Finsterniß der Mitternacht und die Beyhülfe jener Sklavinn, begünstiget.

Tausend Gefährlichkeiten betraffen sie unterwegs. Doch der Schutz des Himmels schien unmittelbar über dem Haupte der frommen Tochter zu walten. Nicht nur, daß sie ohne Kränkung und Verdacht nach Balsora kam, sondern ein günstiges Ungefähr verschaffte ihr auch einen Freund, wie sie ihn kaum erwarten konnte. Ein schon ältlicher, ziemlich wohlhabender, Biedermann, der ein ansehnliches Handlungsverkehr mit gestickten und gemahlten Seidenwaaren hatte, ward an einem öffentlichen Orte mit dem anscheinenden Jünglinge bekannt, dessen Gesicht und Ton ihm gefiel, von dem er bald im Gespräche bemerkte, daß er zu Balsora noch ein Fremdling sey, und dem er, gastfrey genug, Wohnung und Verpflegung bey sich, so lang es ihm belieben würde, antrug. Mit Freude ergriff Hal Mehi dieses Anerbiethen, und fand bald, daß das Herz ihres Wirthes halte, was sein Antlitz verspreche. Er gewann sie lieb, wie einen eigenen Sohn. Nun entdeckte sie ihm ihr Geschlecht, ihre Abkunft, ihren Vorsatz — alles. Er erstaunte nicht wenig, er drang mit tausend wichtigen Gründen in Hal Mehi, ein so kühnes Unternehmen aufzugeben; aber als er sie unerschütterlich fand, da reichte er ihr voll Bewunderung und Ehr-

furcht die Hand, und sagte ihr bey allem, was sie vorzunehmen gedachte, Verschwiegenheit, Rath, und Unterstützung zu.

Schon um den Fuß desjenigen Felsen zu berühren, auf dem Meliabeths Kerker stand, war manches Wagestück nöthig, manches, wodurch selbst der Muth eines herzhaften Mannes erschüttert werden konnte. Der Strom mußte an seiner reissendsten Stelle durchschwommen werden. Zahlreiche Wachen standen, mit Pfeil und Bogen bewehrt, rings um den Thurm, und hatten Befehl, jeden Neugierigen oder Zudringlichen niederzubohren, der in der Entfernung eines Pfeilschusses sich nahte. Doch dieß alles schreckte die entschlossene Hal Mehi nicht, denn nichts schien ihr unmöglich, da es die Rettung eines geliebten Vaters galt. Ihr vorzügliches Bestreben war jetzt — schwimmen zu lernen. Auch hier stand ihr so manche Schwierigkeit entgegen. Aber in einer Zeit von vier Monathen, durch manche Stunde vor Sonnenaufgang noch dem Schlafe abgedarbt, erwarb sie sich endlich diese Geschicklichkeit, erwarb sich dieselbe in einem hohen Grade, und durch angestrengte, oft wiederholte, Versuche gelang es ihr glücklich, bis zu jenem, ihr so unendlich wichtigen, Felsen, ungefähr auf eines Steinwurfs Weite, hinzuschwimmen, unbemerkt von den Wachen, die freylich nur aufs Land hin ihre

Aufmerksamkeit richteten, da sie von des Stromes Seite keine Zudringlichkeiten vermutheten.

Als sie hier auf diesen Thurm, auf ihn, der ihr Theuerstes einschloß, die Augen richtete, da erblickte sie — was ihr Anfangs selbst nur ein Traumbild ihres Wunsches zu seyn dünkte — an einem Fenster, ungefähr in der Mitte des Thurms, das Antlitz eines Greises, in dessen Zügen sie bald deutlich das ihr ewig unvergeßliche Bild ihres Vaters erkannte. Mit ernstem, festem Blicke stand er da, und schaute gegen die aufgehende Sonne, deren Strahlen die Haine und Gefilde jenseits des Tigers vergoldeten.

Hal Mehi, indem sie ihn sah, und erkannte, vergaß ganz, wo sie sey. Hingerissen von einer unwiderstehlichen Regung, rief sie überlaut: „O mein Vater! mein Vater!“ Zu mehreren Malen widerholte sie diese Worte, in der Hoffnung, damit zu des Greises Ohren zu dringen, und seine Blicke auf sich zu ziehen. Aber, gerechter Himmel! wie hätte Meliabeth wohl an diesem Orte, in dieser Nähe sein Kind, schwebend auf den Fluthen, vermuthen können! Versunken in tiefes Nachdenken fuhr er fort, seinen Blick starr gegen Osten zu richten, und nichts um sich her zu sehen und zu empfinden, als — sein Unglück, die Einsamkeit seines Kerkers, und eine schöne, freye Natur, deren Genuß ihm versagt war.

Die Sonne begann nun höher zu steigen. Fischerkähne machten den Fluß lebhafter, und unsicherer. Hal Mehi besann sich, in welcher Gefahr sie hier nutzlos schwebe, und zog sich weislich ans Ufer, mit dem festen Vorsatze: bald wieder zu kommen. Wirklich wiederholte sie den nächsten und die darauf folgenden Morgen unermüdet ihren Versuch. Doch in der Unermeßlichkeit der Wasserfläche verschwand sie wie ein Punkt. Bey dem Rauschen der Wellen, die an dem Felsen sich brachen, und bey der Höhe der Felsen selbst war jede Anstrengung ihrer schwachen Stimme fruchtlos. „Gerechter Himmel, rief sie oft, wenn sie, von ihren sinkenden Kräften und der steigenden Sonne genöthiget, zurück ans Ufer schwamm, gerechter Himmel! soll ich so nahe meinem Vater seyn, und nicht einmal die kleine Beruhigung haben, mich ihm bemerklich zu machen! Soll ich vielleicht in diesen Wellen umkommen, ohne daß er mit Einem Gedanken muthmaßt, wie heiß sein Kind ihn liebt!“

Doch eben diese kindliche Liebe gab ihr endlich ein Mittel ein, einfacher, gefahrloser, als alles bisherige Rufen. Auf ein Stück weißer Leinwand schrieb sie mit großen, großen Buchstaben: „H a l M e h i.“ Und da, dem Felsen gegenüber, wo Meliabeths Thurm stand, ein fast gleich hohes, steinigtes Ufer sich erhob, so befestigte sie an eine hervorragende Spitze desselben, so gut sie konnte,

diese Leinwand, und überließ es der Waltung des Geschickes, ob dieses Merkmal kindlicher Liebe nicht früh oder spät die Aufmerksamkeit ihres Vaters reitzen, ihm nicht wenigstens von fern einen Wink geben werde: daß ein freundschaftliches Wesen unweit seines Gefängnisses sich befinde.

Dieses Mittel blieb auch nicht ohne Wirkung. Schon des andern Morgens, als Hal Mehi von neuem ihre Schwimmübung anstellte, erblickte sie ihren Vater am Fenster. Seine Augen waren auf jenen geliebten Nahmen geheftet. Kaum bemerkte sie dieses, so schwamm sie hin, und stieg auf den Stein. Rasch riß sie die Leinwand ab, und schwang sie hoch in die Luft. Daß Meliabeth nun ihrer gewahr ward, ergibt sich von selbst. Aber sein Erstaunen, sein Erkennen, seine Freude, sein Entzücken — unmöglich, unmöglich, daß auf menschlichen Zungen ein passender Ausdruck sich fände! Kein Wunder, die Freudenbothschaft hätte den guten Mann getödtet! Unzählige Male erhob er seine Hände zum Himmel, preßte sie wieder, so viel er konnte, zwischen die Eisenstäbe seines Gitters, oder legte sie kreuzweis auf seine Brust, um anzuzeigen: daß er brünstig nach seinem geliebten Kinde verlange, daß er wenigstens im Geiste an sein Herz die seltene Tochter drücke.

Auch Hal Mehi that ein Gleiches. Hundertmal warf sie sich nieder, küßte den Boden unter ihren

Füßen, küßte die Leinwand, die ihr einen so wichtigen Dienst geleistet hatte. O wie beredt ist die Sprache selbst der stummen Natur! Mauer und Gitter schlossen den Unglücklichen ein, nicht Einen Laut wagte er auszustossen, aus Besorgniß vor seinen nahen Wächtern, und doch, doch verstanden sich Beyde, doch ersetzten Zeichen bey ihnen alles das, was ihre Lippen ohnedem nur gestammelt haben würden.

Hal Mehi zeigte ihm unter andern auch einen Brief, und machte ihm durch Geberden begreiflich, daß sie solchen gern in seine Hände bringen möchte. Leicht begriff sie Meliabeth. Aber noch trennte sie ja der Strom. Wie seine Tochter hinüber zu kommen gedenke, war ihm unbegreiflich. Gott, wie war ihm zu Muthe, als er sie rasch in die Fluthen hinab springen sah! Beynahe wäre ihm ein Schrey des Entsetzens entschlüpft. Aber als sie kühn die Wellen theilte, da wuchs mit der Bewunderung auch die Hoffnung, da zerriß er ein Tuch, knüpfte Faden an Faden, und ließ solche, mit einem Hölzchen beschwert, hinab. Schon hatte Hal Mehi indessen den untersten Rand des Felsen erreicht, der Brief wurde angeknüpft, und flog hinauf.

Die wachsende Helle des Tages geboth die Rückkehr. Mit Freuden trat Hal Mehi sie dieses Mal an. Kaum am Ufer befindlich, knieete sie

nieder, und ihr glühender Dank stieg zu den Wolken. In seinem Kerker that Meliabeth ein Gleiches.

Mehrere Tage hindurch wechselten auf diese Art Vater und Tochter Briefe. Papier empfing er von ihr. Ein Stückchen Kohle ersetzte ihm Dinte und Feder. Unbemerkt blieb dieses Verständniß seinen Hütern, und über seine Entweichung aus dem Kerker wurden alle Maßregeln verabredet. Hal Mehi verschaffte ihm auf eben dem Wege, den ihre Briefe nahmen, einige äusserst feine Feilen. Damit durchsägte er die Eisenstäbe seines Gitters. Aus Bindfäden drehte er sich Stricke, durch Knoten und geknüpfte Schlingen ward aus ihnen eine Art von Leiter, die freylich nicht für sehr bequem, jedoch für genüglich gelten konnte.

Als nun alles vorbereitet, alles zur Flucht veranstaltet war, kam Hal Mehi einst, in der Stille der Mitternacht, quer über den Tigerstrom bis an des Felsens knappen Rand geschwommen. Auf ein Zeichen von ihr fuhr Meliabeth an seinen befestigten Stricken herab. Da er sich am Fuße des Thurmes befand, in den Armen seiner geliebten, so lange entbehrten, so heiß ersehnten, Tochter — guter Gott, welches Entzücken! Aber auch eben so schnell, und fast stärker noch, stellte sich vor die Augen seines Geistes jene schreckliche Gefahr, in welche er jetzt die theuerste Hälfte seines Selbst's

zu stürzen im Begriffe stand. Nicht vor seinem Tode — ach, er hatte ihn schon zahllos herbeygerufen! —, nur vor Hal Mehi's Schicksal erbebte Meliabeth in seinem Innersten. Alle Vorsätze der Flucht schwanden, zitternd drückte er sein Kind an's Herz, glühend beschwur er sie: ihr Vorhaben aufzugeben, und ihn in seinen Kerker zurückkehren zu lassen. „Ich habe ja nun schon, sagte er, des Lebens größtes Glück wieder gefühlt, habe dich an mein Herz gedrückt! habe mich als den Beneidenswerthesten aller Väter erkannt! Kehre zurück, und laß auch mich wieder in meinen Kerker zurückkehren!"

Wer vermöchte es, den Wettstreit der Zärtlichkeit zwischen Vater und Tochter zu schildern! „Nein, nein, Vater! rief sie. Nicht länger sollst du hier schmachten! Zweifle nicht an dem Gelingen unsers Vorhabens! Jener einzige, ewige Gott sendet mich zu deiner Befreyung. Er schützt die Unschuld. Befürchte nichts. Schon ist die größte Gefahr überstanden. Sieh, welch' eine herrliche Nacht! Wie ruhig sind Luft und Strom! Jenes freundliche Gestirn, das mich hierher geleitet, erleichtert durch seinen Glanz unsre Flucht. Ehe noch eine Viertelstunde vorüber seyn wird, haben wir die Wachsamkeit deiner Hüter getäuscht, und sind gerettet. Mein freundlicher Gastwirth wartet unser schon mit schnellen Pferden."

Ihre Worte, ihre Innigkeit siegten. Meliabeth enschloß sich, alles zu wagen. Noch ein Mal drückte er die heldenmüthige Tochter an sein väterliches Herz; dann stürzten sich Beyde in den Strom, und schwammen nach Kräften. Dem jungen, geübteren Mädchen war es ein Spiel: aber der matte, seit mehreren Jahren schon der freyen Luft und jeder Bewegung entwöhnte, Greis — ach, kaum war er einen Bogenschuß weit in den Strom hinein, da ergriff ihn die Kälte des Wassers mit Fieberfrost, und er sank plötzlich unter die Fluthen.

Bewußtlose Angst und Schrecken des Todes durchbebten Hal Mehi's Herz. „Mein Vater!" rief sie ganz ausser sich selbst. Nur zu treulich wiederholte in der Stille der Nacht das Eccho wohl zwanzig Mal diesen Schmerzensausruf, und brachte ihn zu den Ohren der Wächter. Sie erriethen bald, was hier vorgehe. Es ward daher augenblicklich ein leichter Nachen vom Ufer losgebunden, und man eilte, die Flüchtlinge zu verfolgen.

Während dessen war Meliabeth wieder auf die Fluthen empor gekommen. Schwimmend mit einer Hand, hielt mit der andern die muthige Tochter den sich über seine Kräfte anstrengenden Vater in die Höhe. Er schöpfte wieder Athem, und schwamm fort, zwar langsam, doch ausdauernd.

Fruchtloses Bestreben! Verlorne Mühe. In des Schicksals unwandelbarem, freylich oft unbe-

greiflichem, Rathschluße war es entschieden, daß die Tugend dieses Mal nicht siegen, ein so rührendes Beyspiel kindlicher Liebe vom Erfolge hiernieden nicht belohnt werden sollte. Vater und Tochter hatten bereits das jenseitige Ufer erreicht. Mit beflügelter Eile flogen sie nun einem nahen Gebüsche zu. Wenige Schritte noch, und sie wären vielleicht gerettet gewesen — ach, da traff Hal Mehi's linke Hüfte ein Pfeil ihrer Verfolger. Sie sank zu Boden, versuchte es, sich wieder aufzuraffen, sank aber, betäubt vom Schmerzen und Blutverluste, von neuem hin. Ihr trostloser Vater strebte, sie aufzuheben, und fortzutragen. Ein Vorsatz der Verzweifelung, der seine geschwächten Kräfte weit überstieg. Wenige Schritte hatte er sie geschleppt, da stürzte er selbst unter der Last zusammen. Ohnmächtig fanden ihn und sein Kind die nacheilenden Wächter liegen.

Schon war es hoch am Morgen, als man diese zwey, eines bessern Schicksals würdige, Flüchtlinge zum Ufer getragen, in eine bedeckte Barke geworfen, und, unter starker Begleitung, nach Balsora gebracht hatte. Der Statthalter daselbst war ein alter, rauher Krieger, dem Mitleid fremd, der unfähig war, eine so heldenmüthige That kindlicher Liebe und Aufopferung nach Würde zu schätzen. Er sah in den beyden Flüchtlingen nur strafbare Uebertreter des königlichen Willens, und handelte ganz

nach gewöhnlicher Sitte des morgenländischen Despotismus, der nur auf die That sieht, und nicht die Ursachen und Beweggründe, die sie herbeyführten, mit menschlichen Gefühlen abwägt und würdiget. Der Grausame sprach über sie das Urtheil des Todes. Um zehn Uhr Morgens wurden sie verhört, um zwölf Uhr schon auf offnem Platze erdrosselt.

Zwar ist man in Persien gewohnt, selbst die kleinsten Vergehungen mit dem Tode bestraft, und Menschenblut ungerührt rieseln zu sehen: dennoch als man in Ispahan *) die genaueren Umstände dieses Vorfalls erfuhr, da konnte man sich nicht enthalten, Hal Mehi's Muth, Entschlossenheit, schlaue Erfindung, und über alles ihre kindliche Liebe zu bewundern. Ihr Tod ward in der großen Stadt bald zum allgemeinen Gespräche, und alle, die ihn vernahmen, fühlten sich bey ihrem Schicksale gerührt. Die Frauen und Mädchen beweinten sie einmüthig, jene als hätten sie eine Tochter, diese als hätten sie eine Schwester verloren. Ja, der Sophi **) selbst, als auch zu seinen Ohren die Kunde drang, empfand Mitleid, und tadelte laut die Uebereilung des Statthalters. „Ganz gewiß,

---

*) Die Haupt- und Residenzstadt der persischen Regenten.

**) Der Nahme des ersten persischen Königs, den alle seine Nachfolger beybehielten.

rief er aus, würde ich Meliabethen verziehen haben, um Hal Mehi's Tugend zu belohnen. Wahrlich, es gibt kein erhabeneres Schauspiel, als die Aufopferung eines frommen Kindes!"

Auf Befehl des Monarchen wurde der jungen Heldinn eine Bildsäule von weißem Marmor errichtet, in derjenigen Stellung, wie sie am Fuße des Thurmes ihren Vater umarmt. Ein herrliches Fest ward ihr zum Andenken gestiftet, und Reisende versichern, daß noch heut zu Tage die Frauen und Mädchen der Gegend weit umher jährlich zu diesem Denkmahle wallfahrten, es mit Blumen bekränzen, mit heiliger Ehrfurcht küßen, und die Ersteren ihren Kindern, die Letzteren sich unter einander selbst zurufen: „Gleicht Hal Mehin an Tugend! Sie starb früh, aber ihr Nahme lebt ewig!"

Lohn des Vertrauens auf Gott.

Heinrich, ein armer Waise, war zu Velletri in Italien geboren, und suchte seinen Unterhalt, den er in seiner Vaterstadt nicht fand, unter fremden Menschen. Wo er hinkam, both er sich zur Arbeit an, denn betteln wollte er nicht. Er war aber noch zu jung, und eben darum auch zu schwach, als daß er sich sein Brot durch Arbeit hätte verdienen können. Man wies ihn daher überall, wo er zusprach, mit der trocknen Antwort ab: „Geh mit Gott!"

Diese Worte, so oft wiederholt, machten Eindruck auf ihn. So viele Leute, dachte er, geben mir diesen Rath. Er muß doch etwas zu bedeuten haben. Gut, ich will mit Gott gehen! Aber wohin? Es fiel ihm Neapel ein, denn er hatte schon oft gehört, daß Neapel groß sey, und in einer großen Stadt, meinte er, sollte es doch einen Menschen geben, der ihn zu irgend einer Arbeit gebrauchen könnte, besonders da sein Vater oft

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gesagt hatte, daß sogar Faulenzer in großen Städten prächtig lebten. Er zog daher alle seine Lumpen an, und brach auf. Kaum hatte er aber einige Stunden zurückgelegt, so wurde er hungrig und durstig, und so müde, daß er, nahe bey einem Dorfe, niedersank. Ich bin ja mit Gott gegangen! sagte er zu sich: warum will es denn mit mir nicht mehr vorwärts gehen? — Eine Bäuerinn, die eben in ihrem Gemüsegarten beschäftiget war, bemerkte seine Ohnmacht, lief in ihr Haus, und brachte ihm Milch zur Labung. Aufgemuntert durch diese freundliche Erscheinung, trank er sich satt. Und als er seiner Wohlthäterinn danken wollte, da war sie aus seinen Augen verschwunden. Das war ein Engel vom Himmel! sagte er. Er ist verschwunden.

Gestärkt in seinem Vertrauen auf Gott, richtete er sich wieder auf, und ging wohlgemuthet seinen Weg. Nach einigen Stunden hungerte es ihn aber schon wieder. Jetzt bethete er, und erwartete Gottes Hülfe. Er hielt sich sogar dazu berechtigt, denn er setzte seine Reise mit Gott fort. Es wollte sich aber kein Engel wieder zeigen. Nur ein Eseltreiber mit einem beladenen Maulthiere kam des Weges. Ein neues Wunder! dachte er. Der Mann wird mir Brot geben! Doch der Mann zog mit dem Esel vorbey, und sah den Knaben nicht einmal an. Heinrich stutzte, folgte langsam, und sah plötzlich Kastanien auf der Erde liegen.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Kastanien aus dem Sacke, den der Maulesel trug, auf die Strasse gefallen seyn werden. Der Knabe hätte demnach, nach dem Unterrichte seiner redlichen Aeltern, dem Eseltreiber nachrufen, ihm den Verlust seines Eigenthums anzeigen, und ihn um einige Kastanien bitten sollen, vorausgesetzt, daß ihm der Eigenthümer den Liebensdienst nicht von selbst vergolten hätte. Allein dieser Gedanke war dem Knaben zu natürlich. Er zweifelte gar nicht an einem göttlichen Wunder, steckte seine Taschen voll, röstete einen Theil davon in dem nächsten Dorfe, und stillte damit seinen Hunger.

Kindliches Vertrauen, wie oft hast du schon Kräfte geweckt, die einen unglücklichen Seefahrer in dem gefährlichsten Sturme gerettet haben, indessen Schwachgläubige von den Wellen verschlungen wurden, weil sie ihre Hände muthlos in den Schooß gelegt haben!

Abends traff er in einem ländlichen Posthause ein. Es wurde ihm ein Nachtquartier in dem Stalle gestattet. Als er Morgens erwachte, durchsuchte er den Vorrath seiner Kastanien. Sie waren zur Hälfte aufgezehrt. Bey dem ersten Tritte aus dem Stalle sah er eine Kutsche vor dem Posthause. Ein Jüngling und ein Mädchen stiegen aus dem Wagen, setzten sich auf eine Bank, bis daß die Pferde gewechselt waren, und aßen Pomeran-

zen. Er trat daher den Beyden näher. „Sieh da den dummen Gassenjungen!" sagte der Jüngling spöttisch zu dem Mädchen, das seine Schwester war. „Arm mag er wohl seyn, antwortete seine Schwester, aber Dummheit verräth seine Gesichtsbildung eben nicht." „Das wird sich zeigen!" fuhr der Jüngling fort. Zugleich warf er dem Knaben die Pomeranzenschalen ins Gesicht. „Pfui, Bruder! sprach das Mädchen mit einem edeln Unwillen. Was that dir der gute Junge zu Leide?" „Warum geht der Maulaffe nicht aus dem Wege?" versetzte ihr Bruder. Heinrich sprach kein Wort. Der muthwillige Jüngling trieb sein Spiel so lange, bis er alle Pomeranzen aufgegessen hatte. Heinrich hob schweigend die hingeworfenen Schalen, von der Erde auf, und packte sie in den leinenen Sack, der über seine Schultern hing. Der ungezogene Jüngling lachte, indessen jenen das Mädchen mitleidig fragte: „Armes Kind, wo bist du denn zu Hause?" Hier brach dem Knaben das Herz. Zu Velletri, antwortete er mit einer Thräne. „Bist du allein so weit gereiset?" Nein, erwiderte er mit einer Miene, bey der die fromme Unschuld aus seinen Augen leuchtete: ich bin mit Gott gegangen! Der Jüngling lachte laut; aber das Mädchen zog eine Münze, die einem Thaler glich, aus der Tasche, und gab sie dem Knaben. Schüchtern reichte er seine Hand hin, denn er hielt die Hand des Mäd-

chens für die Hand eines Engels, getraute sich nicht weiter zu sprechen, und dankte mit einem frommen Blicke, den er gegen den Himmel richtete. „Man kennt es dir an, Amalie, rief der unreife Witzling, daß dich Nonnen erzogen haben! So ein Stück Geld dem Bettelbuben da hinzuwerfen!" Ich habe nicht gebettelt! sprach Heinrich, und erröthete. „Nein, sagte Amalie im sanften Tone des Mitleides, du hast nicht gebettelt, guter Junge! — Siehst du, Bruder, daß der arme Junge nicht dumm ist?" Der Postknecht blies ins Horn, die freundliche Amalie flog mit ihrem Bruder in den Wagen, und die Beyden waren pfeilschnell aus Heinrichs Augen verschwunden.

Lange stand er unbeweglich da, denn so viel Geld hatte er noch in seinem Leben nicht gesehen. Nichts war aber auch seiner Denkungsart angemessener, als daß er sich jetzt Amalien unter dem Bilde einer Heiligen dachte. Noch im männlichen Alter hätte er ihre Gestalt mahlen können, aber auch das hohnlächelnde Gesicht ihres Bruders konnte er nicht aus dem Kopfe bringen. Endlich griff er wieder nach dem Wanderstabe, aß den Rest seiner Kastanien auf dem Wege, und erreichte Terracina. Hier ließ er seine Münze wechseln, und glaubte, daß er mit den vielen Kupfermünzen, die man ihm dafür aufzählte, sogar noch in Neapel einige Wochen aushalten könnte. Er that sich also gütlich, und ruhte

drey Tage aus. Aber eh' er Terracina verließ, merkte er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hatte. Dessen ungeachtet schied er unbekümmert von diesem Städtchen, und sprach sich mit den Worten Trost zu: Ich gehe mit Gott!

Er wanderte nun rechts und links, bis er mit der untergehenden Sonne die Stadt Gaeta erreichte. Hier kaufte er sich gedörrte Fische, aß sich satt, suchte ein Nachtlager, und schlief, voll Vertrauen auf Gott, der ihn glücklich bis hierher geleitet hatte, ein. Bey dem ersten Strahle der Morgensonne wachte er auf, und war, ungeachtet er seine Taschen leer fand, doch heiter, und guter Dinge, warf sich auf die Kniee, und bath seinen so gütigen Reisegefährten um Brot Allein er mußte den ganzen Tag hungern; und die Nacht brachte er schlaflos vor der Thür einer Kirche zu. Er suchte die Brosamen in seiner Tasche zusammen, und fand auch die Pomeranzenschalen, die er bey dem Posthause gesammelt hatte. Er hatte einmal gehört, daß man wohlriechendes Oehl daraus pressen könne, und beschloß daher: solche einem Manne zu verkaufen, der es verstehe. Auf seine Erkundigung wies man ihn nach dem Hause des Früchtenhändlers Villani, dem er seine Schalen feilboth. Villani war ein munterer, guter, theilnehmender Mann. Er lächelte dem Knaben freundlich zu, und sagte: „Was soll ich mit dem Paar Schalen

machen?" Sie sind ja ein Herr, versetzte Heinrich, der wohlriechende Sachen verkauft. Aus den Schalen können Sie wohlriechendes Oehl pressen? „Freylich; aber wenig Schalen geben auch wenig Oehl." Wenig Oehl, sagte Heinrich, ist doch auch Oehl. „Wohl wahr; aber für wenig Schalen gibt man auch wenig Geld." Auch wenig Geld, sagte Heinrich, ist viel Geld für einen Knaben, der hungert, und kein Geld hat. Dem Früchtenhändler gefielen die treffenden Antworten des unbefangenen Knaben. Er forschte nach seinen Aeltern, seinem Geburtsorte, seinem Schicksale. „Willst du mein Gewerbe lernen?" fragte ihn Villani weiter. Recht gern! versetzte der Junge. „So lege deinen Wanderstab, und dein Schultersäckchen weg, war des Erstern Antwort. Du sollst mein Lehrjunge seyn."

Heinrich war jetzt in seinem Elemente. Er that nach dem Willen seines Herrn, war fleißig, und alles, was er that, ging ihm schnell und gut aus der Hand.

Villani war mit ihm höchst zufrieden, und der Knabe war glücklich. Indessen benahm sich Villani's Frau nicht so freundlich gegen den Knaben, denn sie war aus der Zahl derjenigen Frauen, die es gern sehen, wenn ihre Untergebenen sich bey ihren Arbeiten anstrengen, die aber unwillig werden, wenn sie auch essen wollen. Sie maß ihm je-

den Bissen kärglich zu, und hätte ihm Villani nicht öfters etwas Geld in die Hand gedrückt, der Junge hätte sich wahrlich das ganze Jahr hindurch nie satt essen können. Entschädigt durch diesen guten Mann, lebte Heinrich frohe Tage. Aber nach vier Jahren mußte er eine schwere Probe bestehen. Villani erkrankte, und starb, er, auf den der arme Knabe seine ganze Hoffnung baute, er, sein Lehrer, Rathgeber, und Wohlthäter starb! Anfangs war er für keinen Trost empfänglich, denn eine freudenleere, traurige Zukunft öffnete sich ihm. Doch bald gab er den Vorstellungen der Vernunft Gehör. Er suchte Beruhigung in der Religion, und fand sie.

Nach ein'gen Wochen gab ihm die Frau sein Schultersäckchen, welches sie sorgfältig aufbewahrt hatte, mit kleinen, verdorrten Pomeranzen gefüllt, und hieß ihn hingehen, wo er hergekommen war. „Ich kam mit Gott, sagte er zwar weinend, aber entschlossen, und gehe mit Gott! Leben Sie wohl."

In der Nachbarschaft wohnte ein Drechsler. Diesen besuchte er in freyen Stunden, handthierte mit dessen Werkzeugen, und versuchte manches Stückchen. Zu diesem Nachbar, der sich viele Stunden mit ihm unterhalten hatte, ging jetzt Heinrich, und erzählte ihm sein Schicksal. Der Drechsler war ein Mann, der ihn mit Geld nicht unterstützen konnte, denn er lebte nur kümmerlich von dem, was

er sich mühsam genug mit seiner Hand erwarb. Sie überlegten daher lange miteinander, was zu thun sey, als Heinrich mit einem Male scherzend ausrief: „Laß sehen, was im Sacke steckt!“ Gesagt, gethan. In dem Sacke befanden sich unreife, getrocknete Pomeranzen, die sein Herr einst gekauft hatte, und in Zucker einmachen wollte. „Getroffen! sagte Heinrich. Pomeranzen von dieser Art können gedrechselt werden. Ich will Kügelchen daraus drehen, sie an einer Schnur zu Rosenkränzen reihen, und dann verkaufen.“

Der Drechsler lachte. Aber Heinrich warf seinen Rock vom Leibe, und fing zu drechseln an. Nach einigen Tagen, als man Sonntags zur Messe läutete, stellte er sich an die Kirchenthür, um seine Rosenkränze zu verkaufen. Für den Erlös kaufte er sich wieder unreife Pomeranzen, dörrte, drechselte sie, und verkaufte sie wieder als Rosenkränze. Seine wohlriechende Waare trug ihm bald so viel ein, daß er sich einen ganzen Pomeranzengarten miethen konnte. Die Stadt war klein, und die Liebhaber seiner Waare hatten sich bereits zur Genüge mit Rosenkränzen versehen. Aber er hatte sich mit seinem Handel so viel gewonnen, daß er zwey Pomeranzengärten miethen konnte. Nun legte er sein Drechslerhandwerk nieder, und handelte mit reifen Pomeranzen. Er war ein frommer, fleißiger, redlicher, ordentlicher Jüngling, und dabey ein guter

Hauswirth. Dieß wurde bekannt, und er gewann sich Zutrauen und Achtung. Sein Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren nahm sein Vermögen so zu, daß in und ausser der Stadt kein Pomeranzengarten mehr zu finden war, den er nicht gemiethet hätte. Die Folgen seines Fleißes zeigten sich aber auch. Sein gerader, biederer Sinn, sein zuvorkommendes, gefälliges Betragen, und seine rastlose Thätigkeit verschafften ihm einen ausgebreiteten Handel, und machten ihn zu einem reichen und bedeutenden Bürger der Stadt.

Sein unternehmender Geist brachte ihn auf den Gedanken: mit einer Fracht Pomeranzen nach Petersburg zu reisen. Es war Winter. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen! sagte er. Ich reise mit Gott!" Er kam glücklich in Petersburg an. Eben damals war Fürst Potemkin im Begriffe, dem Hofe ein glänzendes Fest zu geben. Diesem Fürsten war, wenn nur seine Laune befriediget wurde, kein Aufwand zu groß. Nun sind aber im Winter in Petersburg die Pomeranzen selten, und er hatte den Einfall, alle Bäume seiner Gärten, wo das Fest gefeyert werden sollte, mit Pomeranzen behängen zu lassen. Man sagte ihm von Heinrichs Ladung, und Potemkin kaufte alle Pomeranzen. Nun belud Heinrich sein Schiff mit Waaren, und segelte nach Neapel. Bey diesem Pomeranzen- und russi-

schen Waarenhandel gewann er weit mehr, als er gehofft hatte, und er hoffte doch viel.

Nach glücklich vollendetem Geschäfte faßte er den Entschluß: auch die Armen in Neapel durch ein reichliches Almosen Theil an seinem Glücke nehmen zu lassen, und durchwandelte zu diesem Ende in der heitersten Stimmung die Straßen der Stadt. In der Gaße Toledo sah er eine Menge Leute um einen Tisch versammelt, wo Melonen in Stücke zerschnitten, und den Umstehenden feilgebothen wurden. Die Käufer aßen die gekauften Stücke, und warfen die Schalen auf den Boden. Heinrich sah einige Zeit zu. Aber wie that es seinem Herzen so wehe, als er einen ganz abgezehrten Mann erblickte, der die hingeworfenen Schalen aufhob, und gierig benagte. Er griff schnell in die Tasche, um dem Bedaurungswürdigen etwas zu schenken, erschrack aber nicht wenig, als er den Mann genau ins Auge faßte, und ihm bekannte Züge an demselben zu bemerken glaubte. Und er irrte sich auch nicht. Der Arme war jener junge Wildfang, der ihm einst an dem ländlichen Posthause die Pomeranzenschalen ins Gesicht geworfen hatte.

Wie kommen Sie doch in diese traurige Lage? fragte ihn Heinrich.

Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

Vielleicht kann ich Ihnen Arbeit verschaffen, bey der Sie Ihren Unterhalt finden? fuhr Heinrich fort.

Ach, ich habe nie irgend eine Arbeit gelernt! versetzte jener.

Wo ist Ihre Schwester? fragte Heinrich von neuem.

Sie gewinnt mit ihrer Handearbeit so viel, daß sie sich und die kranke Mutter unterhalten kann. Mir gibt die Hartherzige keinen Denar!

„Nehmen Sie diese Münze, und bezeichnen Sie mir die Wohnung Ihrer Schwester.“

Herzlich gern.

Heinrich folgte durch Gaßen und Gäßchen, bis ihm sein Führer in einem abgelegenen Winkel der Stadt ein Haus zeigte, in dem er ihn zu einer düstern Kammer begleitete. Da saß Amalie an dem Krankenbette ihrer Mutter, und weinte. Erschrocken stand sie aber schnell von ihrem Sitze auf, erröthete, und starrte den Fremdling an. Heinrich riß sie jedoch schnell aus ihrer Verlegenheit, indem er sprach: „Ich bin Ihr Schuldner!“ Bey diesen Worten breitete sich das edle, sanfte Wesen wieder über Amaliens Antlitz aus, welches Heinrich an dem Posthause erblickt hatte. „Geben Sie mir doch Aufschlüsse über Ihren unglücklichen Zu-

stand, fuhr er fort. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.“ Amalie schlug die Augen nieder, seufzte, und sprach: „Ach, ich kann es nicht!“ „So kann ich es! stammelte ihre Mutter. Ich war eine reiche Wittwe, verzärtelte aber meinen Sohn durch thörichte Mutterliebe, sah ihm nicht nur seinem Hange zum Müssiggange, sondern auch alle seine tollen Streiche nach, und dieß so lange, bis er meine ganze Habe verschwendet hatte.“ Hier brach Amalie in Thränen aus. „Ach, Mutter, schluchzte sie, schweigen Sie, ich bitte, schweigen Sie!“ „Tochter! versetzte ihre Mutter, einziger Trost in meinem Leiden! laß mich mein Herz ausschütten! Ich liebte dich damals weniger als deinen Bruder, und ließ dich, um deiner auf einige Zeit los zu werden, in einem Kloster erziehen. Du hast aber meine Erwartungen übertroffen. Jahre lang entsagtest du der ganzen Welt mit Freuden, und jetzt pflegest und unterstützest du deine kranke Mutter mit einer Liebe und Geduld, die ich nicht beschreiben kann. Ihrem Bruder hat meine gute Amalie ihre Armuth, und mir die Schuld seiner schlechten Erziehung zuzuschreiben.“ Der ungerathene Sohn murmelte einige unverständliche Worte, griff nach der Thür, und schlug sie hinter sich zu.

„O mein Herr, dieses Mädchen ist unglücklich, und verdiente, im höchsten Grade glücklich zu seyn!

fuhr die Mutter fort. Helfen Sie uns, wenn Sie es können, und bestärken Sie mich dadurch in meinem Glauben, daß Gott einer Mutter, die ihren Fehler schon so oft bereute, noch in dieser Welt verziehen habe!"

„Kennen Sie mich nicht mehr? fragte jetzt Heinrich Amalien. Sie waren einst meine Wohlthäterinn. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie mir bey einem ländlichen Posthause eine bedeutende Silbermünze schenkten, als mir Ihr Bruder Pomeranzenschalen ins Gesicht warf?" „Ja, ich erinnere mich," versetzte Amalie. „Ihr Geschenk war mein Reisegeld. Die Pomeranzenschalen gründeten das Glück meines Lebens." Hier erzählte er seine Geschichte. Mutter und Tochter waren innigst gerührt. „So viel, schloß er endlich, von dem Geschicke, das mich, unter Gottes Leitung, in der Welt herumgetrieben hat. Seit dieser Zeit trat Ihr mitleidvolles Bild oft vor meine Seele, und tausend Mal habe ich schon gewünscht, Ihnen vergelten zu können, was Sie mir damals Gutes gethan haben. Ich bin ein reicher Mann, und entschlossen, mit meinem Vermögen auch mein Herz mit Ihnen, vortreffliche Seele, zu theilen!"

Bey diesen Worten hob die Mutter ihre welken Hände zum Himmel, und eine Freudenzähre

glänzte in ihrem Auge. Amalie blickte schamroth und schweigend zur Erde. Keines sprach während einer langen Pause, und doch verstand Eines das Andere. Nach wenigen Wochen führte Heinrich Amalien als seine Braut zum Altare. Und noch heut zu Tage segnen in jenen Gegenden Väter und Mütter ihre verlobten Söhne und Töchter mit den Worten: „Werdet glücklich wie Heinrich und Amalie!“

Das Kind der Natur.

Der englische Kapitän Heinrich Wilson, Anführer des Schiffes Antelope, war im Junius 1783 zu Makao an der Küste von China angekommen, und mußte, nach einem kurzen Aufenthalte an diesem Orte, auf Befehl der englisch-ostindischen Gesellschaft, wieder über das Südmeer nach Europa zurückkehren.

Die Reise war gleich vom Anfange an eine der unangenehmsten und beschwerlichsten, welche sich denken läßt. Man hatte beynahe täglich Sturm und Ungewitter, und das Schiff wurde von Sturm und Wellen, unter den heftigsten Regengüssen, so hart mitgenommen, daß es, mehr als ein Mal, das Ansehen hatte, als ob es der Gewalt nicht länger würde widerstehen können, und endlich auch wirklich an Felsen anprallte, von denen es, ungeachtet aller Anstrengung, nicht mehr weggebracht werden konnte. Zum Glücke entdeckte man in einer kleinen Entfernung ein Eiland, wohin sich die ganze Schiffsgesellschaft in Bothen begab, alles,

was sie von dem Schiffe retten konnten, dahin brachte, dort, begünstiget von den benachbarten guten Wilden, ein neues Schiff baute, und, nach dessen Vollendung, wieder ihren Weg verfolgte.

Der König der benachbarten Inseln, Nahmens Abba-Thulle, einer der edelsten Menschen, der die Engländer während ihres Aufenthaltes lieb gewonnen, und ihnen zahllose Freundschaftsdienste erwiesen hatte, war, bey jedem Besuche, den er bey ihnen machte, auf alle Verrichtungen derselben jedes Mal höchst aufmerksam gewesen, und seiner Achtsamkeit waren selbst die geringsten Kleinigkeiten nicht entgangen. Das Verlangen, von den Künsten und Geschicklichkeiten der Europäer, so viel er nur immer könnte, auf sein Volk überzutragen, hatte den Vorsatz bey ihm erweckt, ihnen einen von den Seinigen mitzugeben, um in England selbst alles dasjenige zu beobachten, und zu lernen, was ihnen zur Verbesserung ihres Zustandes zu Statten kommen könnte. Dieser Vorsatz war nunmehr zur völliger Reife gediehen, und er eröffnete ihn daher dem Kapitän mit folgenden merkwürdigen Worten: Seine Unterthanen, sagte er, hätten ihn immer für den Ersten ihres Volkes, nicht nur an Rang, sondern auch an Einsichten, gehalten, und ihm, als solchem, Erfurcht bewiesen. Nachdem er aber die Engländer kennen gelernt habe, fühle er, was für eine unbedeutende Person

er wäre, weil der geringste von des Kapitäns Leuten Fähigkeiten und Geschicklichkeiten an den Tag legte, die ihm fehlten. Er habe daher den Entschluß gefaßt, seinen zweyten Sohn, Libu genannt, des Kapitäns Vorsorge anzuvertrauen, um ihm das Glück zu verschaffen, in der Gesellschaft der Engländer und durch den Umgang mit ihnen, sich Kenntnisse zu erwerben, die, wenn er einst zurückkehrte, seinem Vaterlande großen Vortheil bringen könnten.

Er sowohl als auch seine beyden Brüder, Rah-Kuhk und Arra-Kuker, fügten noch manches zur Empfehlung des Jünglings bey. Er wäre, sagten sie, von sanfter, liebenswürdiger Gemüthsart, und von zarten Empfindungen. Man habe ihn der Führung eines alten Mannes anvertraut, mit dem er bisher an einem entfernten Orte gelebt hätte, von da wäre er aber jetzt nach Pelju geholt worden, und Morgen erwarte man seine Ankunft auf der Insel der Engländer.

Kapitän Wilson erwiederte auf diesen Antrag: daß er sich durch einen so außerordentlichen Beweis von Achtung und Vertrauen recht sehr geehrt fühle, er würde sich äußerst bestreben, dieses Zutrauen zu verdienen, und dem jungen Prinzen eben so viel Zärtlichkeit und Sorgfalt beweisen, als wenn er sein eigener Sohn wäre. Der König bezeigte über diese Antwort seine vollkommne Zufriedenheit.

Da man mit der Ausrüstung des Schiffes nunmehr fertig war, und Wind und Wetter günstig wurden, so entdeckte der Kapitän dem Könige sein Vorhaben, den nächstfolgenden Tag unter Segel zu gehen.

Die Engländer hatten beschlossen: vor ihrer Abreise erst ein kleines Denkmahl ihres Hierseyns zu errichten. Sie ließen daher von einem hohen Baume, nahe an dem Platze, wo sie gewohnt hatten, die englische Flagge wehen, und hefteten folgende, in eine Kupferplatte eingegrabene, Inschrift an einen andern Baum, der dicht neben ihrer ehemaliger Schiffswerfte *) stand:

Das Schiff
der englisch=ostindischen Kompagnie,
die Antelope,
geführt von Heinrich Wilson,
ging auf dem Riff **), nordwärts von dieser Insel,
in der Nacht vom neunten auf den zehnten August
verloren.
Man baute hier ein neues Fahrzeug,
und segelte damit von dannen
den zwölften November 1783.

*) Schiffswerfte sind die Plätze, wo die Schiffe gebaut werden.

**) Verborgene Klippen im Meere.

Gegen Abend kam der zweyte Sohn des Königs, Libu genannt, der die Engländer begleiten sollte, von Pelju, und zwar in Gesellschaft seines ältern Bruders, an. Er ward von seinem Vater dem Kapitän und den sämmtlichen Officieren vorgestellt. Die leichte und gefällige Art, womit er sich ihnen darstellte, und die gefühlvolle Heiterkeit, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, nahmen alle, gleich auf den ersten Blick, für ihn ein.

Ehe es finster wurde, gingen die sämmtlichen Officiers an Bort, und ließen den Kapitän bey dem Könige zurück, der ihn ersucht hatte, diese letzte Nacht noch bey ihm am Lande zuzubringen. Abba = Thulle ließ sich nun in eine Unterredung mit seinem Libu ein, der sich neben ihm setzen mußte, indem er ihm sagte, worauf er vornehmlich zu achten hätte. Er sagte ihm, daß er den Kapitän künftig als seinen zweyten Vater ansehen, und dahin streben mußte, sich durch Folgsamkeit die Liebe desselben zu erwerben. Dann wandte er sich an den Kapitän, und sagte: Wenn Libu nun in England ankommen, und so viele schöne Sachen sehen würde, so könnte er sich vielleicht, von Neugierde getrieben, von ihm verlaufen. Er hoffe daher, daß der Kapitän ihn, so viel möglich, im Auge behalten, und seine jugendliche Lebhaftigkeit mäßigen würde.

Er äußerte hierauf noch manches, was sein Vertrauen gegen Wilson ausdrückte, und schloß hierauf ungefähr mit folgenden Worten: „Ich wünsche, daß man meinen Libu in allen jenen Dingen unterweisen möge, die ihn zu einem Engländer machen können. Ich habe mich zu der Trennung von meinem Sohne nicht ohne reife Ueberlegung entschlossen. Ich begreife sehr wohl, daß die ihm bevorstehende Reise durch so weit entlegene, von seinem Vaterlande so sehr verschiedene, Länder ihn mancher Gefahr aussetzen kann. Er kann auch dort in Krankheiten verfallen, die wir hier nicht kennen, und diese können ihn das Leben kosten. Ich bin hierauf gefaßt. Ich weiß, daß der Tod für jedermann unvermeidlich ist; und ob mein Sohn den seinigen hier zu Pelju, oder sonst wo finde, das ist immer Ein's. Euer menschenfreundlicher Charakter, den ich kennen gelernt habe, ist mir Bürge, daß ihr euch seiner, im Falle einer Krankheit, gütig annehmen werdet. Sollte aber auch alsdann geschehen, was eure größte Sorgfalt nicht abwehren kann: so laßt das euch, oder euern Bruder, oder euern Sohn, oder jeden andern von euern Landesleuten doch ja nicht hindern, hierher zurückzureisen. Ich werde euch und jeden euers Volkes immer mit Freundschaft aufnehmen, und mich freuen, euch wieder zu sehen.

Wilson wiederholte die Versicherung, daß er

für Libu nicht weniger Sorgfalt, als für sein eigenes Kind, anwenden, und sich beeifern würde, durch die zärtlichste Aufmerksamkeit auf den Sohn seiner unwandelbaren Dankbarkeit und Achtung gegen den Vater Genüge zu thun.

Die Lebhaftigkeit der Gedanken und Empfindungen, welche der herannahende Augenblick der Trennung in dem Gemüthe des Kapitäns veranlaßte, erhielt Beyde, den größten Theil der Nacht hindurch wachend. Ersterer unterhielt sich mehrere Stunden mit seinem Sohne, der nun im Begriffe stand, in eine neue, ihm noch gänzlich unbekannte, Welt zu treten, um von allen seinen bisherigen Bekannten durch einen unermeßlichen Zwischenraum getrennt zu werden.

Mit Anbruch des Tages ließ man die englische Flagge oben an der Mastspitze wehen, und feuerte eine Kanone ab, zum Zeichen der Abreise. Dieß wurde dem Könige erklärt, worauf er sogleich die Kähne mit Yams, Kokosnüssen, Süßigkeiten, und andere, für die Reisenden bestimmten, Dingen beladen ließ, um sie an Bort zu bringen. Außerdem legte sich eine Menge von Kähnen einzelner Eingebornen, alle mit Mundvorrath beladen, dem Schiffe zur Seite, und einer bath flehendlicher als der andere, das man seine Gabe doch nicht verschmähen möchte.

Sobald man so viel davon an Bort genom-

men hatte, als das Schiff fassen konnte, wurde das Both ans Land geschickt, um den Kapitän abzuholen.

Gegen acht Uhr ging Wilson an Bort, und der König mit seinem Sohne Libu folgte ihm. Unter den zum Abschiede bestimmten Geschenken befand sich auch ein Korb mit einer gewissen Art von Früchten, die einem Apfel glichen, scharlachroth von Farbe, und etwas länglicht von Gestalt. Man gab dabey zu verstehen, daß diese Frucht zu den seltensten des Landes gehöre, und daß sie jetzt eben reif geworden wäre. Der Kapitän gab jedem seiner Officiere einen dieser Aepfel, weil sie dergleichen bisher noch nie gesehen hatten, und hob die übrigen sorgfältig für seinen jungen Reisenden auf, damit sie ihm unterwegs zur Erquickung dienen möchten.

Man hatte den Wundarzt des Schiffes, Nahmens Scharp, ersucht, den Sohn des Königs in seine besondere Aufsicht zu nehmen. Abba = Thulle stellte ihn daher seinem Sohne mit dem Bedeuten vor, daß dieser sein besonderer Freund seyn würde. Und von diesem Augenblicke an war Libu unzertrennlich von ihm, und folgte ihm, wohin er ging.

Das neue Fahrzeug der Engländer segelte nun auf das Riff los, wo sie gescheitert waren, bis zum Uebermaß mit allerley Arten von Vorrä-

then beschwert, welche Abba-Thullens Güte seinen abreisenden Freunden aufgedrungen hatte. Zu beyden Seiten desselben sah man eine Menge der Eingebornen in Kähnen, welche gleichfalls noch Geschenke brachten, und bathen, selbe doch anzunehmen. Vergebens sagte man ihnen, daß das Schiff voll wäre, und es am Raume gebreche, noch mehr aufzunehmen Jeder hielt seine Geschenke in die Höhe, und rief: „Nur dieß von mir!“ „Nur dieß noch von mir!“ Diese wiederholten dringenden Bitten begleiteten sie mit so flehendlichen Geberden, daß alle am Bort über diese Beweise großmüthiger Liebe innigst gerührt wurden. Von denen, die am nächsten waren, konnte man sich jedoch nicht erwehren, noch einige Yamswurzeln und Kokosnüsse anzunehmen.

Auf Befehl des Königs gingen einige Nachen voraus, um den Engländern den sichersten Weg zu zeigen! Andere hielten bey dem Riff da, wo das tiefste Wasser zur Durchfahrt war. So kam man glücklich durch.

Bis nahe an das Riff war der König am Bort des englischen Schiffes geblieben. Jetzt ließ er seinen eigenen Kahn herbey kommen, und gab seinem Sohne Libu den letzten väterlichen Segen, den dieser mit großer Ehrfurcht empfing. Er sah sich hierauf nach dem Kapitän um, und da er bemerkte, daß derselbe eben beschäftiget war, etwas

anzuordnen, so wartete er, und ging nicht eher auf ihn zu, als bis er damit zu Ende war. Er umarmte ihn nun mit großer Innigkeit, und gab ihm durch Blicke und Worte zu erkennen, wie ungern er sich von ihm trennte. Den Officieren reichte er mit der größen Herzlichkeit die Hand, und sagte: „Ihr seyd glücklich, weil ihr nach Eurer Heimath zurückkehrt. Ich fühle mich auch glücklich, weil ich sehe, daß Ihr es seyd, zugleich aber auch sehr unglücklich, weil Ihr mich verlasset. „Dann wünschte er gerührt der ganzen Mannschaft eine glückliche Reise, und stieg vom Bort in den Kahn hinab. Alle, die mit ihm auf dem Schiffe waren, folgten seinem Beyspiele. Die Kähne versammelten sich um den Kahn des Königs. Alle Eingebornen blickten kummervoll auf, als wenn sie durch Blicke Abschied nehmen wollten, und drückten dabey durch Mienen und Geberden die Gefühle ihrer wohlwollenden Herzen stärker aus, als es durch Worte hätte geschehen können. Man konnte hier von den Engländern mit Wahrheit sagen, daß sie ein ganzes Volk in Thränen zurückließen. Sie selbst waren so gerührt dabey, daß sie kaum vermögend waren, dem Könige, indem er jetzt nach dem Lande zurückfuhr, die Ehre des dreymahligen Abschiedszurufes widerfahren zu lassen. Ihre Augen blieben unverwandt auf die Abfahrenden geheftet, um ihre letzten Blicke aufzufangen. Aller Herzen floßen dabey

von Dank und Liebe gegen den guten König über, dessen thätiger Hülfe und Freundschaft sie es größtentheils verdankten, daß es ihnen möglich geworden war, aus dem hoffnungslosesten Zustande der Verbannung jetzt wieder nach ihrem Vaterlande zurückkehren zu können.

Als man das Riff zurückgelegt hatte, und nun außer aller Gefahr war, so würde, unter andern Umständen, allgemeine Freude am Bort geherrscht haben; jetzt aber behielt der Schmerz über die Trennung von einem so freundschaftlichen Volke die Oberhand.

Die beyden ersten Tage nach der Abreise der Engländer hatten sie erträgliches Wetter, nur zuweilen gab es einige Windstöße von Regenschauern begleitet. Libu ließ gleich die erste Nacht sich die Matte auf das Verdeck bringen. Um ihn aber vor der Kälte zu schützen, ließ man ihm eine wärmere Decke zurecht legen. Den folgenden Morgen war er sehr verwundert, daß gar kein Land mehr zu sehen war.

Wilson zog ihm jetzt ein Hemd, eine Weste, und ein Paar Schifferhosen an. Die beyden ersten Kleidungsstücke kamen ihm gar unbequem vor, er zog sie daher bald wieder aus, faltete sie zusammen, und bediente sich ihrer nur anstatt eines Kopfküssens. Da er aber anfing, ein Gefühl von Unschicklichkeit über seine Nacktheit zu bekommen, so

ließ er sich ohne Beinkleider nicht mehr sehen. In der Folge, da man immer weiter nordwärts segelte, und das Klima kälter wurde, gewöhnte er sich auch an das Hemd und die Weste, und von dieser Zeit an entwickelte sich in ihm das neue Gefühl von Schamhaftigkeit so, daß er sich nie wieder in Gegenwart anderer umkleiden wollte, sondern jedes Mal, so oft er sich aus- oder anziehen sollte, in eine dunkle Ecke ging, wo ihn Niemand sehen konnte.

Die Bewegung des Schiffes machte ihn anfangs seekrank, und nöthigte ihn oft, sich niederzulegen. Als die Krankheit allmählig abnahm, gab man ihm einen der Aepfel, die sein Vater dem Kapitän bey dem Abschiede geschenkt hatte. Er wollte ihn anfangs nicht annehmen; aber da man ihm sagte, daß Wilson es verlange, und daß sein Vater diese Aepfel für ihn mitgegeben habe, so sagte er, daß man ihm eine außerordentliche Gunst dadurch erwiese, weil zu Pelju nur wenige Menschen von seinem Vater die Erlaubniß erhielten, von dieser Frucht zu essen.

Eine schätzbare Eigenschaft dieses Jünglings war seine außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit. Um dieser ein Genüge zu thun, wusch er sich des Tages öfters. Und sobald er die Seekrankheit völlig überstanden hatte, war er vergnügt und zufrieden. Bis dahin hatte er wenig genossen; jetzt aber ließ er sich einen fliegenden Fisch, der sich aufs

Verdeck geschwungen hatte, und eine Portion Yamswurzeln wohl schmecken.

Bey abwechselnder Witterung, öftern Windstößen, Regen und Gewittern bekamen sie den dreyzehnten Tag die Baschi-Inseln zu Gesicht. Dieser Anblick machte Libu viel Vergnügen. Er war sehr begierig, ihre Nahmen zu erfahren, und ließ sie sich so oft vorsagen, bis er sie nachsprechen konnte. Dann nahm er einen Bindfaden, den er dazu mitgenommen hatte, daß er sein Tagebuch seyn sollte, und knüpfte einen Knoten hinein, der für ihn die Stelle einer Anmerkung über die gesehenen Inseln vertrat. Diese Methode wäre überhaupt für die Jugend empfehlenswerth, um ihr Gedächtniß zu üben und ihre Einbildungskraft zu vermehren. Sie hat vor unsrer Buchstabenschrift in dieser Hinsicht den Vorzug, daß sie, bey jeder Wiederholung des Gemerkten, dem Gedächtnisse und der Einbildungskraft das Geschäft, die vergangenen Vorstellungen und Empfindungen zurückzurufen, nicht eben so wie die Schrift, erleichtert, sondern vielmehr das meiste, wo nicht alles, auf die eigene Thätigkeit und Anstrengung dabey ankommen läßt. Das muß sie denn natürlich auch stärker üben, und eben dadurch vervollkommnen, weil sie sich gezwungen sahen, sich das Vergangene jedes Mal so wieder zu vergegenwärtigen, als wenn es ihnen von neuem lebhaft vor den Augen stünde. Daher

mag es denn auch kommen, daß mehrere ungebildete Völker, die sich einer so einfachen Bezeichnungsart bedienen, uns am Gedächtnisse weit überlegen sind, und aus einigen wenigen Gedächtnißzeichen, wie z. B., die nordamerikanischen Wilden aus ihrem Gürtel Wampum, ganze Geschichten oder lange Reden gleichsam abzulesen vermögend sind.

Den sechzehnten Tag erblickten sie schon verschiedene chinesische Fischerbothe, und bald darauf die auf der Höhe von Makao liegenden Inseln. Libu war vor Freuden außer sich. Wilson nahm einen Piloten *) an Bort, der das Schiff zwischen den Inseln hin nach der Rhede von Makao steuern mußte. Und indem sie sich diesem Orte näherten, ließ er die englische Flagge wehen. Die Befehlshaber der daselbst vor Anker liegenden portugiesischen Schiffe schloßen, bey Erblickung dieses Zeichens, aus der unbeträchtlichen Größe des englischen Fahrzeugs, daß es die Mannschaft eines verunglückten Schiffes an Bort habe, und schickten ihnen sogleich ihre Bothe mit Früchten und andern Lebensmttteln, auch mit Mannschaft, entgegen, um

---

*) Pilote oder Lootse heißt in den Seestätten ein der Gegend und Anfahrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste, kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenden Schiffe sicher ein- und auszuführen versteht.

ihnen jeden Beystand leisten zu lassen, dessen sie vielleicht bedürftig wären.

Bey ihrer Ankunft erfuhren sie, daß die Handlungsaufseher der englisch-ostindischen Kompagnie jetzt alle zu Kanton wären, und daß nur ein einziger Engländer, Nahmens Intyre, zu Makao zurückgeblieben sey. Dieser wackere Mann nahm seinen hülfsbedürftigen Landsmann Wilson liebreich auf, und besorgte sogleich, daß die Mannschaft desselben einen hinlänglichen Vorrath von Erfrischungen und Lebensmitteln erhielt.

Das Erstaunen des guten Libu, bey Erblickung der großen portugiesischen Schiffe, verursachte einen interessanten Auftritt. Er starrte sie an, und rief: „Groß, groß! über die Maßen groß!" Als zu eben der Zeit einige von solchen chinesischen Bothen, die von armen tartarischen Weibern bewohnt werden, welche ihre kleinen Kinder auf dem Rücken festgebunden haben, sich um das Schiff her versammelten, und, ihrer Gewohnheit nach, um einige übrig gebliebene Brocken von Lebensmitteln bettelten, hatte man Gelegenheit, eine schöne Aeusserung seines wohlwollenden Herzens zu sehen. Denn kaum hatte er vernommen, was diese Weiber verlangten, als er ihnen schnell seine Orangen, und was er sonst Eßbares hatte, reichte, und dabey sorgfältig dasjenige für sie aussuchte, was er selbst am meisten liebte.

Ein Portugiese, der unsern Wilson an Bort besuchte, fand an dem jungen Peljuaner so großes Vergnügen, daß er wünschte, es möchte den neuen Menschen (wie er ihn nannte) erlaubt werden, mit ihm ans Land zu gehen, um einen Besuch bey seiner Familie zu machen. Seine Bitte wurde genehmiget. Da dieses das erste Haus war, welches der junge Mann zu Gesichte bekam, so stand er bey diesem Anblicke wie in Erstaunen versunken. Am meisten war er von den senkrechten Wänden und von den wagerechten Decken der Zimmer betroffen. Er schien dabey sich vergebens anzustrengen, um zu begreifen, wie es gemacht sey. Auch die Verzierung der Zimmer setzte ihn nicht weniger in Erstaunen. Als er den Damen des Hauses vorgestellt wurde, betrug er sich mit so viel ungezwungener Artigkeit, daß man nicht wußte, ob man diese, oder seine überall hervorleuchtende Gutmüthigkeit am meisten bewundern sollte." Er äußerte nicht die geringste Verlegenheit, ließ die Gesellschaft seine mit eingebeizten Punkten tattowirten *) Hände untersuchen, und freute sich, daß man ihn so vieler Aufmerksamkeit würdigte.

Als nunmehr auch das Schiffsvolk ans Land

---

*) Eine Gewohnheit wilder Völker, sich den Leib mit allerley Figuren und Zierrathen vermittelst Nadelstiche verunzieren, und bemahlen zu lassen.

ging, und sich untereinander herzlich dazu Glück wünschte, schien er an ihrer Freude den wärmsten Antheil zu nehmen. Intyre führte die ganze Gesellschaft in sein Haus, wo sie in einem großen, erleuchteten Saale ein für sie zubereitetes Essen und einen schön verzierten Schenktisch fand. Hier ging Libu's Erstaunen wieder von vorne an. Er war ganz Auge, ganz Bewunderung. Am meisten fielen ihm die gläsernen Trinkgefäße in die Augen. Seine Blicke und sein Verstand verloren sich in diese Zauberszene. Er wußte nicht, was er zuerst ansehen, was er am meisten bewundern sollte. Das ganze war eine wahre Feenwelt für ihn.

In dem Saale hing ein großer Spiegel. Als Libu sich in diesem, so groß er war, erblickte, wußte er gar nicht, wie ihm geschah. Er lachte, trat zurück, kam wieder, um noch ein Mal hineinzusehen, und bemühte sich, wiewohl umsonst, weil der Spiegel in der Wand befestiget war, zu untersuchen, ob nicht Jemand dahinter stünde. Um seine irrigen Vermuthungen zu berichtigen, ließ Intyre einen kleinen Spiegel hereinbringen. Da er nun auch in diesem seine Person erblickte, und gleichwohl hinter ihm Niemanden sah, der diese Erscheinung hervorbrachte, so wußte er gar nicht, wie er sich das Ding erklären sollte. Die Engländer, welche, bey dieser Gelegenheit sich auch zum ersten Male wieder im Spiegel sahen, waren fast eben so betroffen wie er.

Unmäßige Arbeiten, Sorgen, Angst und schlechte Nahrung hatten ihre Gesichter so hohläugigt, mager, und runzelicht gemacht, daß jeder von ihnen Mühe hatte, sich in seinem Bilde wieder zu erkennen.

Den folgenden Tag konnte Libu das Haus, worin er geschlafen hatte, mit mehr Muße untersuchen. Die aufrechtstehenden Wände und die wagerechten Decken unterhielten noch immer seine Verwunderung. Ohne Unterlaß fühlte er jene an, als wenn er sich dadurch einen Begriff von ihrer Bauart machen wollte, diese hingegen, die, ohne alle Unterstützung, sich selbst zu tragen schienen, waren und blieben ihm etwas völlig Unbegreifliches.

Durch Intyre's Verwendung wurde jetzt für die ganze Schiffsgesellschaft ein besonderes Haus gemiethet, und die Mannschaft, bis auf einige, welche jedesmal auf dem Schiffe die Wache hatten, quartierte sich daselbst ein. Die Leute giengen nunmehr umher, um sich, was sie nöthig hatten, einzukaufen, und Libu, der allgemeine Liebling, ward bey dieser Gelegenheit nicht vergeßen. Unter den Sachen, die sie ihm mitbrachten, war auch eine Schnur großer Glaskorallen, über welche er in übermäßiges Entzücken gerieth. Er drückte sie, vor Freude zitternd, als eine Kostbarkeit an sich, die, seiner Einbildung nach, alle Schätze der Welt übertraf. Er stürzte damit auf Wilson zu, zeigte ihm

seinen Reichthum, theilte ihm, vor Entzücken außer sich, den Gedanken mit, daß er diesen Schatz mit den Seinigen zu theilen wünsche, und bath ihn, doch gleich ein Schiff zu miethen, um dieses kostbare Geschenk nach Pelju zum Könige zu bringen, damit er es nach Belieben vertheilen, und man dort sehen möchte, nach welchem Lande die Engländer ihn geführt hätten. Die Leute, fügte er hinzu, welche den Schatz überbrächten, müßten dem Könige dabey sagen: daß Libu bald ihm noch andere Geschenke senden würde. Zur Belohnung für diesen Dienst des Ueberbringers sollten sie, außer dem, was Abba = Thulle ihnen schenken würde, bey ihrer Rückkehr auch noch eine oder zwey Glaskorallen von ihm erhalten.

Libu hatte in seinem Vaterlande keine andern vierfüßigen Thiere, als Ratten und Katzen, gekannt. Mit den Hunden waren seine Landesleute, und er erst durch die Engländer bekannt geworden. Hier sah er nun auch Schafe, Ziegen, und anderes Vieh, und gerieth darüber in Erstaunen. Aber wie vergrößerte sich dieses, als er den folgenden Morgen einen Menschen auf einem Pferde reiten sah. Er rief alle Leute herbey, um an dem wunderbaren Schauspiele Theil zu nehmen. Er faßte von nun an alle Pferde an, streichelte sie, und erkundigte sich, worin ihr Futter bestünde, weil sie die Orangen, die er ihnen angebothen hatte, nicht genießen

wollten. Er ließ sich leicht überreden, eines derselben zu besteigen. Und da er nun erfuhr, welch ein edles, gelehriges, und nützliches Thier es sey, so ersuchte er den Käpitän, daß er doch seinem Vater eines davon schicken möchte, weil es diesem, wie er versicherte, von großem Nutzen seyn würde.

Die Geschäftsträger der englisch = ostindischen Kompagnie, die sich jetzt zu Kanton aufhielten, wünschten, daß sie dahin kommen möchten, um von dort aus ihre Reise nach Europa anzutreten. Der größte Theil der Gesellschaft ging also dahin ab.

Zu Kanton wurden sie von den Kompagnie-Vorstehern freundlich aufgenommen. Bey einem Gastmahle, wozu sie den Kapitän mit Libu eingeladen hatten, fand der Letztere mehrmals eine Menge neuer Gegenstände, welche seine höchste Verwunderung erregten. Am längsten ruhten seine bewundernden Blicke auf die Gläser aller Art, und auf den Kronleuchtern. Die Menge der aufwartenden Bedienten, die Mannigfaltigkeit der Speisen, und die ganze Tischgeräthschaft waren Gegenstände seiner Verwunderung. „Mein Vater, sagte er zu Wilson, muß sich anders behelfen. Der hat weiter nichts, als ein Bischen Fisch, eine Yamswurzel, und eine Kokusnuß. Das ißt er alles auf einem Blatte, und trinkt aus einer Nußschale dazu. Nach dem Essen wischt er den Mund und Finger mit den Fasern der Kokusschale ab. Doch hier ko-

ßet man bald von dieser, bald von jener Speise, und die Bedienten tragen immer wieder neue Gerichte auf.

Den Thee fand er bald nach seinem Geschmacke; den Kaffee aber, dessen Geruch ihm zuwider war, verbath er sich. Doch fügte er hinzu: daß er ihn trinken würde, wenn Wilson es befähle. Ein Matrose hatte sich betrunken. Libu hielt ihn für krank. Er war sehr um ihn bekümmert, und ersuchte den Wundarzt, daß er sich doch des armen Menschen annehmen möchte. Man erklärte ihm nun die Wirkung des starken Getränkes, und sagte ihm: daß manche Leute manchmal zu viel davon genößen. Von diesem Augenblicke an beobachtete er im Eßen und Trinken die größte Mäßigkeit.

Nach einigen Tagen kamen die zu Makao zurückgebliebenen Engländer an. Das Fenster, woran Libu eben saß und frühstückte, gieng nach dem Wasser hinaus. In dem Augenblicke, da er die Ankommenden in der Ferne erblickte, sprang er von seinem Sitze auf, und rannte, ohne ein Wort zu sagen, vor Freuden außer sich, nach dem Orte, wo sie landen mußten. Hier empfing er sie mit der rührendsten Herzlichkeit, schüttelte ihnen die Hände, und konnte sie nicht früh genug mit sich fort nach dem Hause ziehen, weil er glaubte, daß sie unterdessen es nicht so gut gehabt hätten, als er.

Einige, die auf Madagaskar, und an andern

Oertern gewesen waren, wo man im Lanzenwerfen geübt ist, und welche in dieser Kunst sich selbst einige Geschicklichkeit erworben hatten, wünschten zu sehen, was unser Libu könnte. Sie begaben sich in dieser Absicht in den Vorsaal der Factorey. Libu machte hier den Anfang damit, zu zeigen, wie man die Lanze, bevor selbe abgeworfen würde, in der Hand zu wägen und zu schütteln pflege. Dieß konnten die andern auch. Nun ward aber ein Ziel aufgestellt, und zwar ein gemachter Vogel in einem Vogelbauer. Libu erhob nachläßig seinen Speer, zielte auf den Vogel, und traff ihn gerade in den Kopf. Das war mehr, als ihm seine Wettstreiter nachzuthun vermochten. Mit genauer Noth konnten sie, in so großer Entfernung, höchstens nur den Käfig treffen.

Die steinernen Gebäude, die er sah, und die geräumigen Zimmer in denselben, gefielen ihm ungemein: allein die Decken blieben doch immer der vorzüglichste Gegenstand seiner Bewunderung. Er verglich sie oft mit den schiefen Dächern zu Pelju, und sagte: zur Zeit seiner Rückreise nach Pelju würde er schon gelernt haben, wie man dergleichen Decken mache, dann wollte er seinen Landesleuten Anweisung ertheilen, wie sie bauen müßten. So war bey allem, was er sah, sein Hauptaugenmerk immer auf den Nutzen gerichtet, den sein Vaterland davon haben könnte.

Endlich gingen Wilson und Libu, nachdem die

übrigen auf verschiedenen Schiffen die Rückreise nach Europa angetreten hatten, an Bort eines Ostindienfahrers unter dem Kapitän Elliot, der sie auf die freundschäftlichste Weise bey sich aufnahm, und hierauf die Anker lichtete.

Elliot erwies dem jungen Prinzen die größte Liebe und Sorgfalt, und dieser war während der ganzen Reise so munter, daß ihn alle lieb gewannen, und ihm alles nur mögliche Vergnügen zu verschaffen suchten.

So oft ihnen unterwegs ein Schiff begegnete, war er immer sehr begierig, den Nahmen desselben, und das Land zu erfahren, woher es käme. Diese sagte er dann so lange nach, bis er sie seinem Gedächtniße eingeprägt hatte, worauf er dann jedes Mal einen Knoten in seinen Bindfaden machte. Da nun aber die Knoten sich vermehrten, so sah er sich genöthiget, täglich eine Wiederholung damit anzustellen, um sein Gedächtniß wieder aufzufrischen. Zuweilen mußte auch Wilson, oder ein anderer ihm zu Hülfe kommen, wenn er die Bedeutung eines Knotens ihm wieder entfallen war. Die Officiere des Schiffes pflegten, wenn sie ihn mit seinem Bindfaden beschäftiget sahen, zu sagen: er lese in seinem Tagebuche.

Gleich zu Anfang der Reise bath er Wilson: er möchte ihn doch die Buchstaben kennen lernen, damit er lesen lerne. Man erfüllte seinen Wunsch,

und er bewies auch hierbey, wie bey allen andern Gelegenheiten, die größte Gelehrigkeit.

Als man zu St. Helena ankam, ward er durch den Anblick der Soldaten und der Kanonen auf den Festungswerken sehr betroffen. Noch größer aber war seine Verwunderung, als er bald darauf vier englische Kriegsschiffe, wovon zwey eine doppelte Reihe Kanonen hatten, in den Hafen einlaufen sah. Man erklärte ihm, daß diese Schiffe bloß für den Krieg, die übrigen aber für den Handel bestimmt wären. Einer der Anführer der Kriegsschiffe nahm ihn zu sich an Bort, und ließ ihn, zu seiner unbeschreiblichen Freude, ein kleines Manöuvre sowohl mit den Kanonen, als auch mit dem kleinen Gewehre, sehen.

Man führte ihn hier auch in eine Schule, und er äußerte dabey, im Gefühle seiner Armuth an Kenntnissen, den Wunsch, daß er eben so, wie jene Knaben, möchte unterwiesen werden können.

Hier wagte er es zum ersten Male, auf einem Pferde einen Ritt zu machen. Er saß recht gut darauf, gallopirte sogar, und äußerte nicht nur keine Furcht vor einem Sturze, sondern schien auch über die Neuheit und das Angenehme dieser Leibesübung ganz entzückt zu seyn.

Als er den Garten der Kompagnie betrat, fielen ihm einige schattigte Bogengänge in die Augen. Die liebliche Kühlung, die er darunter fand,

veranlaßte die Bemerkung, daß seine Landesleute ihre Vortheile nicht zu benützen wüßten. Hier, sagte er, habe man nur wenig Holz, aber man wisse guten Gebrauch davon zu machen. Zu Pelju hingegen hätte man Bäume genug, aber man verstände sich nur nicht darauf, den gehörigen Vortheil daraus zu ziehen. Bey seiner Nachhausekunft, fügte er hinzu, wolle er mit dem Könige darüber sprechen, ihm sagen, woran es dort noch fehle, und sich Leute geben lassen, die ihm helfen sollten, auch dergleichen Lauben anzulegen.

So fieng es bey allem, was er neues sah, in seiner Seele zu dämmern an, die ihrer Unwissenheit sich nun immer mehr und mehr bewußt wurde. Der natürliche, gesunde Verstand des Jünglings fing begierig jeden Lichtstrahl auf, der ihm eine auf wirklichen Nutzen abzweckende, Kenntniß lehrte.

Von St. Helena ging man nach England unter Segel. Als sie den Kanal erreichten, wurden der Schiffe, die ihnen begegneten oder neben ihnen hinsegelten, so viele, daß Libu mit seinem Tagebuche nicht mehr Schritt halten konnte. Er unterließ jedoch nicht, sich bey jedem zu erkundigen, wohin die Fahrt desselben gerichtet sey. Bey der Insel Wigth verließen Wilson und Libu das Schiff, und fuhren in einem Bothe nach Portsmouth. Der Anblick so vieler Kriegsschiffe, die hier vor Anker lagen, der Festungswerke, und der manigfaltigen Gebäude der

Stadt überwältigte die Einbildungskraft des guten Jünglings. Er versank in stummes Staunen, welches ihn nicht zum Fragen kommen ließ.

Von hier ging Wilson allein nach London voraus, und trug seinem, ihn begleitenden, Bruder auf, ihm den jungen Prinzen in einer Kutsche nachzuführen. Einen Theil dieser kleinen Reise machten sie im Dunkeln. Sobald es aber Tag geworden war, fanden seine Augen auf allen Seiten der sehenswürdigsten Dinge mehr, als sie fassen konnten. Er kam endlich in Wilsons Hause mit der lebhaftesten Bewegung aller seiner jugendlichen Lebensgeister an. Und nun ging's an ein Erzählen der wunderbaren Dinge, die ihm unterwegs vorgekommen waren. Besonders außerordentlich und wunderbar fand er es, daß man ihn in ein kleines Haus gesetzt habe, und daß dieses darauf mit den Pferden davon gelaufen wäre, daß er geschlafen hätte, und doch vorwärts gekommen sey, daß die Felder, Häuser, und Bäume an ihm vorbeygeflogen wären u. s. w.

Im seinem Zimmer stand ein Himmelbett mit Vorhängen. Es wurde ihm schwer, zu begreifen, wozu das seyn sollte. Er sprang hinein, und wieder heraus, betastete die Vorhänge, legte sich hinein, und sprang wieder heraus, um das Ding auch von außen zu bewundern. Endlich da man ihn mit der Absicht und den Bequemlichkeiten desselben völ-

lig bekannt gemacht hatte, legte er sich mit den Worten nieder: daß man in England für alles ein Haus habe, ein Haus zum Reisen, ein Haus zum Schlafen.

Er ging nunmehr vollkommen, wie ein Engländer gekleidet, nur daß er sein Haar noch, auf peljuanische Weise, in einer runden Locke trug. Kapitän Wilson führte ihn mit sich in Gesellschaften. Ungeachtet er nur erst in gebrochenen Worten englisch reden konnte, so wußte er sich doch durch sein sprechendes Auge, und durch ausdrucksvolle Geberden vollkommen verständig zu machen. Sein Gesicht drückte so viele Gutmüthigkeit aus, und sein ganzes Benehmen war so ungezwungen, so sanft, so gefällig, daß ihn jederman gleich auf den ersten Anblick lieb gewann.

In einer dieser Gesellschaften lernte er den englischen gelehrten Krat, der in der Folge sein Geschichtschreiber ward, kennen. Da dieser ihm vorzügliche Aufmerksamkeit erwies, so gewann er ihn von Stund an lieb, und äußerte, so oft er ihn nachher wieder sah, immer die lebhafteste Freude. In einem der Gespräche, die er mit diesem hatte, drückte er seine Bemerkungen über England überhaupt und über London insbesondere durch folgende Worte aus: „Alles schön, schön Land, schöne Strasse, schöne Kutschen, und Haus über Haus bis an den Himmel!„ Er legte dabey wechselweise die

eine Hand auf die andere, um auf diese Weise die Vielheit der Stockwerke zu bezeichnen, deren jedes ihm ein besonderes Haus zu seyn schien, weil er zu Pelju keine andere als solche Wohnungen gekannt hatte, die auf der Erde waren, und nur in einem einzigen Raume bestanden.

Viele öffentliche Orte ließ ihn Wilson, aus Furcht vor den Pocken, noch nicht besuchen. Er hatte beschlossen, ihm solche einimpfen zu lassen; allein er glaubte, nicht früher dazu schreiten zu dürfen, als bis man ihm die Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit dieser Operation begreiflich machen könnte, um seine eigene Einwilligung dazu zu erhalten. Mittlerweile schickte man ihn täglich in eine nahe gelegene Schule, um Lesen und Schreiben zu lernen. Dieß trieb er nun mit großem Eifer, und erwarb sich auch da nicht nur die Achtung des Lehrers, sondern auch die Liebe seiner Mitschüler. In den Freystunden unterhielt er die Familie des Kapitäns mit den Eigenthümlichkeiten, die er an den Schülern bemerkte, und die er mit der ihm eigenen lebhaften Gutmüthigkeit darzustellen wußte. Zuweilen sprach er auch von einem Plane, den er hatte, zu Pelju einst selbst eine Schule anzulegen, wo man ihn denn, wenn er die großen Leute das A B C lehrte, für sehr weise halten würde. Seinen Pflegevater Wilson nannte er stets Kapitän; aber die Gattinn desselben, die er kindlich liebte, wollte er

nie anders als Mutter nennen, weil ihm diese Benennung unter allen die ehrerbiethigste zu seyn schien. So oft man ihm vorschlug, sie Madame Wilson zu nennen, rief er immer: „Nein, nein! Mutter! Mutter!"

In allen Gesellschaften, die er mit Wilson besuchte, betrug er sich mit so viel wohlanständiger Ungezwungenheit und wahrer Höflichkeit, daß man ihn für einen Jüngling von guter Erziehung halten mußte. Er bestättigte dadurch die bekannte Erfahrung: daß natürliche Artigkeit die natürliche Wirkung eines gesunden Verstandes sey. Von allem, was er bey solchen Gelegenheiten bemerkte, wünschte er immer die Ursache einzusehen, oder die eigentliche Entstehungsart desselben zu erfahren. So war er einst, da er ein junges Frauenzimmer den Flügel spielen hörte, mehr von der Stärke des Tons, den das Instrument gab, als von der ihm noch neuen Musik selbst betroffen. Man machte den Deckel auf, um jede hervorgebrachte Bewegung genau zu beobachten. Man ersuchte ihn nachher, der Gesellschaft einen peljuanischen Gesang hören zu lassen, und er ließ sich, wider die Gewohnheit der Sänger, nicht zwey Male darum bitten. Allein seine Töne waren so rauch und unharmonisch, und er strengte, um sie hervorzubringen, die Brust so gewaltsam an, daß seine Gesichtszüge in Verzerrung geriethen,

und die Ohren seiner Zuhörer hart mitgenommen wurden.

Wie mild und theilnehmend seine Gemüthsart war, zeigte sich jedes Mal, so oft ihm ein Hülfsbedürftiger vorkam. Doch bewies er auch dabey immer viel gesunde Urtheilskraft. Kam ihm ein junger Bettler vor, so wies er ihn mit der Weisung ab, die er, so gut er konnte, auszudrücken suchte: daß es eine Schande sey, zu betteln, wenn man im Stande wäre, zu arbeiten. Alten Leuten hingegen gab er gern, indem er dabey in seiner gebrochenen Sprache zu sagen pflegte: Muß geben dem armen, alten Mann; alter Mann nicht mehr arbeiten kann.

Wilsons Sohn sah Libu als seinen Bruder an, und so oft er nicht in der Schule war, hatte er ihn gewöhnlich zum Gesellschafter, mit dem er sich unterhielt, mit dem er sich im Lanzenwerfen übte, oder irgend einen andern unschuldigen Zeitvertreib vornahm.

Wilson wurde zuweilen von heftigen Kopfschmerzen geplagt, die ihn nöthigten, sich niederzulegen. Bey solchen Gelegenheiten gerieth Libu jedes Mal in die größte Unruhe, man sah ihn augenscheinlich leiden, er schlich sich dann oft leise in das Gemach seines Wohlthäters, und setzte sich dann stillschweigend neben seinem Bette nieder, wo er unbeweglich sitzen blieb, nur daß er von Zeit zu Zeit

zwischen den Vorhängen hineinblickte, um zu sehen, ob Wilson schliefe oder ruhig läge.

Einst war Wilson in Geschäften abwesend gewesen: Als er zurückgekommen war, fragte er seinen Sohn: ob er einen gewissen Auftrag, den er ihm gegeben hatte, befolgt habe. Nun hatten sich aber die beyden jungen Freunde mit Lanzenwerfen belustiget, und des Auftrages war darüber vergessen worden. Wilson, unwillig über diese Vernachlässigung, machte seinem Sohne Vorwürfe; und da Libu aus dem Tone seiner Stimme schloß, daß er aufgebracht wäre, so schlich er sich unbemerkt aus dem Zimmer. Die Sache schien damit abgethan, und vergessen zu seyn. Man sprach von andern Dingen, und nun erst bemerkte man Libu's Abwesenheit Der junge Wilson mußte ihn aufsuchen. Dieser fand ihn in einem abgelegenen Zimmer in einer niedergeschlagenen Stellung, und bath ihn, zurückzukommen. Er that es, nahm seinen Freund bey der Hand, trat mit ihm vor Wilson, legte des Sohnes Hand in die Hand des Vaters, drückte Beyder Hände und benetzte sie, da sein fühlendes Herz in diesem Augenblicke überfloß, mit heißen Thränen.

Einst speisete er mit Wilson bey Krat. Um zu sehen, welchen Eindruck ein Bild auf ihn machen würde, ließ Letztere ein Gemählde herbeyholen, welches ihn selbst vorstellte. Libu nahm es in die

Hand, warf, sobald er es ins Auge gefaßt hatte, einen Blick auf Krat, und rief: „Herr Krat! Sehr artig! sehr artig!" Wilson fragte ihn hierauf: ob er denn auch wisse, wozu so ein Bild sey. Libu's Anwort war: „Libu versteht wohl. Jener Herr Krat stirbt; dieser Herr Krat lebt." Er wollte sagen: daß Bild überlebt seinen Gegenstand, und diene dazu, sein Andenken zu erhalten.

Wie lebhaft das Gefühl des jungen Mannes für das Schickliche und Unschickliche war, davon mag folgender kleine Vorgang zur Probe dienen. Wilsons Gattinn verlangte einst bey Tische, da er ihr gegenüber saß, daß er ihr einige Kirschen schicken möchte. Er wollte nun mit den Fingern darnach greifen: kaum aber bemerkte er, daß seine Pflegemutter darüber lächelte, so nahm er gleich den Löffel, fühlte aber die kleine Unschicklichkeit, die er zu begehen im Begriffe war, so tief, daß sein Gesicht, trotz der dunkeln Farbe desselben, eine glühende Schamröthe überzog.

In der Kutsche zu fahren, schien ihm eine Erfindung zu seyn, die jede andere an Annehmlichkeit überträfe, weil man, wie er sagte, an den Ort, wo man hinwollte, käme, und dabey doch still sitzen, und sich unterhalten könnte. Auch in die Kirche zu gehen, machte ihm viel Vergnügen. Ungeachtet er von dem, was er daselbst sah und hörte, noch wenig verstand, so hatte er doch die Absicht beynahe im=

mer davon gefaßt, und betrug sich dabey stets mit Würde und Anstand.

Am meisten entzückte ihn jedes Mal der Anblick der Themse, der darauf befindlichen Schiffe, der Brücken, und das Exerzieren der Garde im Sanct James Park. Als er aber einst zugegen war, da Lunardi mit seinem Luftball in die Höhe stieg, äußerte er, wider die Vermuthung derer, die ihn dahin geführt hatten, nur wenig Verwunderung darüber. Es ist doch gar zu närrisch, sagte er, wie ein Vogel in der Luft herumzufliegen, wenn man ungleich angenehmer, entweder zu Pferd oder in einer Kutsche, reisen kann.

So oft er Gelegenheit hatte, einen Garten zu sehen, beobachtete er die darin befindlichen Pflanzen und Bäume sehr genau, that mancherley Fragen darüber, und erklärte, daß er bey seiner Rückreise von allen denen, die zu Pelju fortkommen könnten, Samen mitzunehmen gedächte. Oft sprach er auch von den Veränderungen und Verbesserungen, die der König, sein Vater, auf seinen Rath vornehmen würde, so daß man wohl sah, er betrachte alles, was ihm vorkam in Hinsicht auf den Nutzen, den es für sein Vaterland haben könnte.

Er machte nunmehr große Fortschritte in der Erlernung der englischen Sprache und im Schreiben. Letzteres ging ihm so gut von statten, daß er in kurzem gewiß eine sehr schöne Hand zu schreiben

gelernt haben würde, wenn nicht — die Feder sinkt mir aus der Hand, indem ich, was ihn daran hinderte, niederschreiben soll.!

Dieß war — beweint, ihr gefühlvollen jungen Leser, mit mir den Verlust des herrlichen Jünglings! — der Tod! So sorgfältig man ihn auch vor der Ansteckung der Pocken zu bewahren gesucht hatte, so wurde er doch davon ergriffen. Es war der sechzehnte December, als er anfing, sich übel zu befinden, und ein Paar Tage darauf bemerkte man schon einen Ausbruch über den ganzen Leib. Wilson eilte, einen der geschicktesten Aerzte, Namens Smith, zu Hülfe zu rufen. Dieser hatte ihn kaum gesehen, als er nicht nur bestättigte, daß es die Pocken wären, sondern auch für nöthig fand, die Familie auf den schmerzhaften Verlust, der sie bedrohte, vorzubereiten. Er sagte nemlich, daß es Pocken von der schlimmsten Art wären, und daß er nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange der Krankheit übrig sähe.

Mittlerweile hatten auch andere von dem Zustande ihres jungen Freundes Nachricht erhalten, und eilten herbey, um der Familie des Kapitäns in der Wartung und Pflege des armen Kranken beyzustehen. Wilson selbst hatte diese Krankheit noch nicht gehabt, und wurde daher von Libu's Krankenzimmer ausgeschlossen. Dieser beruhigte sich zwar über die Trennung von ihm, sobald man ihm die Ursache davon erklärt hatte, aber er erkundigte sich unabläßig nach

seinem Befinden, aus Besorgniß, daß er angesteckt seyn möchte. Uebrigens betrug der wackere Jüngling sich mit großer Standhaftigkeit, und nahm alles ein, was ihm verordnet ward. Da auch Wilsons Gattin um die nemliche Zeit von einer Unpäßlichkeit befallen wurde, welche sie zwang, das Bett zu hüten, so wollte er sich nicht abhalten lassen, sie zu besuchen. „Was, rief er, Mutter krank? Libu muß auf, sie zu sehen!“ Mit diesen Worten sprang er wirklich aus dem Bette, und lief in ihr Zimmer, um zu sehen, wie sie sich befände.

Den Tag vor seinem Tode ging er noch ein Mal im Zimmer umher, und bekam sein Gesicht, welches sehr geschwollen und entstellt war im Spiegel zu sehen. Er schüttelte den Kopf, und wandte sich weg, als ob ihm vor sich selbst eckelte. Dann sagte er zu einem Freunde, der eben gekommen war, ihn zu besuchen: sein Vater und seine Mutter wären jetzt sehr betrübt, weil sie wüßten, daß er so krank sey. Dieses wiederholte er einige Male. Gegen Abend nahm seine Krankheit zu, und er schien die Gefahr, worin er schwebte, zu fühlen. Er nahm seinen Freund bey der Hand, faßte ihn scharf in's Auge, und sagte: „Guter Freund, wenn du nach Pelju kommst, so sage meinem Vater: „Libu mußte viel Trank einnehmen, damit die Pocken weggingen; aber er starb. Wilson und Mutter sehr gütig; alle Engländer gute Menschen. Libu bedauere, daß er nicht sprechen

konnte mit dem Könige von den vielen schönen Sachen, welche die Engländer haben.„ Dann rechnete er die Geschenke her, die er bekommen hatte, und die zu Pelju vertheilt werden sollten.

So groß auch sein Leiden war, so klagte er doch nie. Da das Zimmer der Gemahlinn Wilsons an das seinige stieß, so rief er ihr oft zu, um sich zu erkundigen, ob es sich mit ihr bessere, wobey er immer, um sie seinetwegen zu beruhigen, hinzufügte: „Libu befindet sich wohl, Mutter!" Den achten oder neunten Tag, da er fühlte, daß er immer schwächer würde, sagte er: er würde abreisen. Sein Gemüth blieb ruhig und unverfinstert bis auf den letzten Augenblick, ungeachtet das, was er litt, zuletzt fürchterlich war. Seine starke Leibesbeschaffenheit kämpfte lange und heftig gegen das Gift der Krankheit, bis die erschöpfte Natur endlich erlag.

Den 27 December erhielt Krat durch folgenden Brief des Doctors Smith die traurige Nachricht von Libu's Auflösung.

„So traurig," schrieb er, das Geschäft eines Unglücksbothen für mich ist, so muß ich Ihnen doch, weil ich es versprach, das Schicksal des armen Libu melden. Er starb diesen Morgen, ohne einen Seufzer hören zu lassen, indem die Stärke seiner Körperkräfte ihn bis auf den letzten Augenblick über seine Leiden erhob. Gestern, bey dem zweyten Fieber-Anfalle, ergriff ihn ein Schauer, worauf Kopf-

schmerzen, heftiges Herzklopfen, Angst, und ein schwerer Athemzug erfolgten. Man brachte ihn noch ein Mal in ein warmes Bad, welches, wie zuvor, ihm eine vorübergehende Erleichterung verschaffte. Man legte ihm Blasenpflaster auf den Rücken; allein vergebens. Seine Leiden gab er mir auf eine rührende Weise zu erkennen, indem er meine Hand auf sein Herz legte, den Kopf an meinen Arm lehnte, und dabey zu verstehen gab, wie schwer es ihm würde, Athem zu holen. Sobald ich aber weggegangen war, klagte er nicht mehr, zum Beweise, daß er es gegen mich nur deswegen gethan habe, um Linderung von mir zu erhalten, nicht um Mitleid zu erregen. Kurz, er gab mir im Sterben, wie im Leben, eine Lehre, die ich nie vergessen werde. Seine Geduld und Standhaftigkeit verdienten, zum Muster aufgestellt zu werden. Als ich diesen Morgen wieder kam, sah ich den Kapitän nicht. Alle übrigen, von der letzten Dienstmagd an, fand ich in Thränen, denn von allen ward der gute, herzliche Libu geliebt, als wäre er ihr Bruder oder ihr Sohn."

Wilson, der diesen traurigen Vorfall dem ostindischen Kompagnie-Hause meldete, erhielt sogleich den Auftrag, für eine anständige Beerdigung des Jünglings zu sorgen. Man begrub ihn auf Rotherhithe's Kirchhof, und nicht nur der Kapitän und sein Bruder, sondern auch die gesammte Jugend der von Libu besuchten Schule folgten der Leiche, um

ihrem Freunde das letzte Merkmal ihrer Liebe zu geben. Der Zulauf war so groß, daß es schien, als ob das ganze Kirchspiel sich versammelt habe, um den allgemein geliebten Jüngling beweinen zu helfen.

Die ostindische Kompagnie ließ ihm bald nachher ein Denkmal mit folgender Inschrift errichten:

Dem
Andenken
des Prinzen Libu,
eines Eingebornen der Pelju = oder Palos = Inseln,
eines Sohnes des Königs der Insel Kurura,
Abba = Thulle,
der den 27 December 1784,
im zwanzigsten Jahre seines Alters, starb,
errichtete dieses Denkmahl
die vereinigte ostindische Kompagnie
als ein Zeugniß der Achtung
für die menschenfreundliche und gütige Behandlung,
die sein Vater
der Mannschaft des Schiffes Antelope,
geführt von dem Kapitän Wilson,
erwies,
als dasselbe den 9 August 1783
an der Küste jener Insel scheiterte.
Steh, Leser!
und schenke der Natur eine Thräne.
Der Prinz, der hier begraben liegt,
war ganz ihr Sohn.

Außer jenen Dingen, die er gebethen hatte, seinem Vater und seinen Freunden zuzustellen, fand man unter seinem kleinen Nachlasse Kerne und Samen von vielen Früchten, sorgfältig, und zwar jede Art besonders, aufbewahrt. Man sieht daraus, daß er mitten unter den zerstreuenden, oft betäubenden, Eindrücken, die so viele tausend neue und wunderbare Gegenstände auf ihn machen mußten, den eigentlichen Zweck seiner Sendung, der sich auf den Nutzen seines Vaterlandes bezog, nie aus dem Auge verlor. Was würde dieser Jüngling mit so viel Fähigkeiten, mit so viel Begierde nach Kenntnissen jeder Art, und mit so trefflichen Eigenschaften des Herzens nicht einst für Wohlthaten über sein Volk verbreitet haben, wenn es dem unerforschlichen Rathe der Vorsehung gefallen hätte, ihn dahin wieder zurück zu führen!

Den Abend vor der Abreise der Engländer hatte sich der König bey Wilson erkundigt, wie lange es wohl dauern könne, bis er nach Pelju zurückkehrte? Und als er zur Antwort erhielt, daß etwa dreyßig bis sechs und dreyßig Monathe darüber hingehen dürften, da zog er aus seinem Handkorbe eine Schnur hervor, machte dreyßig Knoten, und nach einem längern Zwischenraume noch sechs andere Knoten hinein, worauf er sie sorgfältig bey Seite legte. Nun stelle man sich den gefühlvollen Vater vor, wie oft seine Blicke bey dem langsamen Ablaufe der Zeit auf die-

sem Faden haften mochten, mit welchem frohen Herzklopfen er am Ende eines jeden Monaths einen neuen Knoten lösete, und die Zahl der noch übrigen sich vermindern sah, wie dann gegen das Ende des letzten Zeitpunkts sich nach und nach ein banger Zweifel in seine sehnsuchtsvolle Hoffnung mischte, wie oft er den Strand besuchen, und mit schmachtenden Blicken in's Weltmeer hinaus schauen mochte, ob er nicht irgendwo ein herbeyeilendes Schiff am fernen Horizont erblicken könnte, und wie er dann zuletzt, immer von vergeblicher Hoffnung getäuscht, auf das Wiedersehen des geliebten Sohnes Verzicht zu thun sich gezwungen sah, und ich bin versichert, daß keiner meiner jungen gefühlvollen Leser, dessen Einbildungskraft sich das rührende Bild eines solchen Vaters zu vergegenwärtigen fähig ist, diese Geschichte ohne eine Thräne mitleidiger Wehmuth aus der Hand legen werde!

Großmuth um Großmuth.

Kapitän Richardson mußte nebst einem französischen Schiffe, das sich in seiner Nähe befand, einen schrecklichen Sturm ausstehen. Eine ganze Nacht hindurch kämpfte er mit seinen Leuten gegen Wind und Wetter, bis es ihm endlich mit Anbruch des Tages gelang, glücklich in den Hafen von Danzig einzulaufen. Das französische Schiff aber war vor seinen Augen auf eine Sandbank gerathen, und sechzehn Menschen, welche sich auf demselben befanden, schwebten in Gefahr, jeden Augenblick von den Wellen verschlungen zu werden: ein Anblick, der dem fühlenden Engländer tief zu Herzen ging. Er eilte daher sogleich zu einem andern in der Nähe vor Anker liegenden Kapitän, und bath ihn, diesen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, indem er selbst mit seinen Leuten durch die vielen Anstrengungen ganz kraftlos und abgemattet sey. Allein der Mann, an den er sich wandte, war einer von den Gefühllosen, die ihren Nebenmenschen nicht gern dienen, viel weniger sich selbst darum in Gefahr setzen. Er entschuldigte sich höflich, behauptete, daß die verlangte Rettung ein Werk der Unmöglichkeit sey, und brachte so Manches vor, was

dergleichen Leute für solche Fälle immer bey der Hand zu haben pflegen. Richardson verlangte endlich nur sein Both, weil dasselbe größer und stärker gebaut war, als das seinige. Allein selbst dieses wollte der Gefühllose nicht einmal daran wagen, obgleich das Leben von sechzehn Menschen auf dem Spiele stand. „Gott verzeihe dir deine Unbarmherzigkeit!" rief der Engländer, und begab sich voll Unwillen nach seinem Schiffe zurück. „Engländer!" sagte er zu seinen Matrosen, ihr wißt, daß dort sechzehn Menschen in Lebensgefahr sind, und außer uns befindet sich kein Mensch, der sie retten will. Habt ihr wohl noch Muth und Kräfte genug, um sie mit mir in unserm Both hierher zu bringen?" „Ja, Kapitän!" riefen die Matrosen. Und sogleich sprangen ihrer acht in das Both, um mit ihrem Kapitän die gefährliche Reise nach dem gescheiterten Schiffe zu wagen. Alle sechzehn konnten sie auf ein Mal nicht einnehmen, weil das Both zu klein und die See noch zu stürmisch war; aber auf drey Mal brachten sie alle sechzehn glücklich in den Hafen. Zweifelhaft war es nun, ob die Freude und der Dank der Schiffbrüchigen über ihre Rettung größer war, oder das Wohlbehagen, das die Engländer über die gute That empfanden, die sie so eben vollbracht hatten.

Unter den Geretteten befand sich ein Kaufmann aus Smyrna, der sehr reich war, und in Danzig bedeutende Handelsverbindungen hatte. Dieser kam

des andern Tages in Richardsons Kajüte, und brachte tausend Pfund Sterling*), die er ihm zum Geschenk anboth. Richardson aber schlug das Geschenk aus, indem er zu dem Kaufmanne sagte: „Behalte dein Geld. Ich bin dir zu Hülfe gekommen, weil du ein Mensch bist, nicht aber, um mich dafür belohnen zu lassen. Sollte ich einst in ähnliche Gefahr gerathen, und du befindest dich in der Nähe, so thue desgleichen." „Das will ich," erwiederte der Kaufmann: weil aber dieß sehr ungewiß ist, so erlaube mir wenigstens vor der Hand, dir meine Dankbarkeit zu bezeigen." „So sage mir erst, wie hoch sich dein Vermögen beläuft?" „So hoch," antwortete der Kaufmann, „daß ich dich sammt allen deinen Matrosen zeitlebens ernähren könnte. Solltest du einmal nach Smyrna kommen, so will ich dir beweisen, daß ich die Wahrheit rede." „Nun, dann kann ich deine tausend Pfund wohl annehmen, unter der Bedingung jedoch, daß du mich auf das Verdeck begleitest." Auf dem Verdeck ließ er sogleich alle seine Leute zusammen kommen, weil sie alle an der Rettung Theil hatten. „Dieser Mann hier," redete er sie an, „schenkt euch tausend Pfund Sterling. Theilt sie untereinander Es werden gerade fünfzig Pfund auf den Mann kommen." Dieses war den Schiffsleuten

*) Eine fingirte Münze, ungefähr eilf Gulden unsers Geldes.

freylich sehr angenehm. Der Kaufmann aber stand da und weinte, ohne daß jemand den Grund davon errathen konnte. „Bist du denn der Meinung," sagte er endlich zu dem Kapitän, daß ich diese vergessen haben würde? Sieh hier, das war für sie bestimmt, so wie jenes für dich seyn sollte. Aber du bist ein stolzer Mann, der mich verachtet, und mir deshalb keine Gelegenheit gönnen will, dem Gefühle der Dankbarkeit Genüge zu leisten." „Du irrst dich," versetzte Richardson. Ich habe dein Geschenk nur weiter gegeben, weil ich selbst es nicht brauche, und weil ich diesen guten Leuten dadurch viele Freude mache." „Du verachtest mich also nicht?" „Bey'm Himmel, nein!" rief der Kapitän halb unwillig. Welche Ursache hätte ich, dich zu verachten? Du scheinst mir ein rechtschaffener Mann zu seyn." „Nun, so nimm wenigstens diesen Ring an," sagte der Kaufmann, und steckte bey diesen Worten ihm einen Ring an den Finger, der viele tausend Thaler werth war. Diesen anzunehmen trug Richardson kein Bedenken. Und jetzt erst waren die Schiffsleute recht vergnügt, da sie sahen, daß auch ihr großmüthiger Kapitän sich eines Geschenkes zu erfreuen habe. Der Kaufmann blieb den ganzen Tag am Bord des englischen Schiffes, und die Matrosen sangen und jauchzten, bis die Nacht herein brach. Und von diesem Freudenfest mußte der andere lieblose Kapitän, dessen Schiff nahe dabey lag, zu seinem Verdruße Zeuge

seyn, und noch außerdem sich fortwährend von vielen Leuten seine Lieblosigkeit vorwerfen lassen, denn im Hafen war die ganze Geschichte mit allen Nebenumständen sogleich bekannt geworden. Auch in der Stadt selbst war sie lange hindurch das tägliche Gespräch, und wo ihrer zwey ein Glas Wein zusammen tranken, war dieses immer die erste ausgebrachte Gesundheit: „Es leben Kapitän Richardson und der Kaufmann aus Smyrna!“

Der ehrliche Klaus.

David Klaus, geboren 1718, war eines Hirten Sohn aus Halberstadt, in der Folge selbst Hirt, nie aber Gatte oder Vater. Dieß ist kurz die Geschichte seines bürgerlichen Lebens. Und darin findet sich nichts, das unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. Weder ein großer Nahme, noch besondere Schicksale haben ihn merkwürdig gemacht. Er selbst allein kommt nur in Betrachtung, kein äußerlicher Vorzug mit ihm, gerade so, wie ein jeder Mensch, entkleidet von allem äußerlichen Zierrath, in seiner blossen Persönlichkeit da stehen sollte, wenn über persönlichen und eigenthümlichen Werth zu entscheiden ist. Durch seine Kenntnisse und Einsichten, durch seine Gesinnungen und Handlungen allein ist er merkwürdig geworden; und wenn Verstand und Herz den Werth des Menschen allein entscheiden, so ist Klaussens Werth nicht gering und unbedeutend, sondern sehr beträchtlich.

Er hatte in seiner Kindheit eine Bürgerschule besucht, wo ein Kind, das zum gelehrten Stande bestimmt war, bisweilen allein unterrichtet wurde. Er benützte diesen Unterricht in der Stille mit, indem

er in Gedanken alle Uebungen mitmachte, und alle vorkommenden Fragen für sich beantwortete. Dadurch wurde seine Wißbegierde zuerst geweckt. So wahr ist es, daß mancher gute Lehrer zufällig eben so vielen Nutzen stiftet, als er absichtlich zu stiften bemüht ist, und daß Aufmerksamkeit der Kinder auf ihrer Seite gleichsam die Hand ist, die sich ausstreckt und öffnet, wenn schöne Gaben ausgetheilt werden.

Nach der Zeit, da er die Dienste eines Hirtenknaben thun mußte, nahm er allerley Bücher, wie sie ihm vorkamen, mit sich auf das Feld. Sein Vater hatte verschiedene Historienbücher, die er alle nacheinander durchlas. Wie gut wäre es gewesen, wenn er lauter gute und zweckmäßige Bücher in die Hände bekommen hätte! Seine Wißbegierde nahm in dem Grade zu, in welchem er sie zu befriedigen suchte. So wurde er ein Hirt, wie sie in der alten Geschichte des Morgenlandes beschrieben, auch vielleicht noch jetzt in manchem Alpenlande gefunden werden. Wie viel nützlicher und zugleich glücklicher könnte, wie so mancher andere Stand, auch der Hirtenstand werden, wenn die Leute dieses Standes frühzeitig gewöhnt würden, bey ihrer Muße sich auf eine gute Art zu beschäftigen, welches gerade nicht mit vielem Lesen, sondern mit allerley leichten und doch nützlichen Arbeiten geschehen könnte, als mit Kräutersammeln, Schnitzen, Korbflechten, und dergleichen.

Er wurde endlich Kühhirt auf dem Nicolai-

Kloster zu Halberstadt, wo er, außer Essen, freyer Wohnung, und andern Vortheilen, acht Thaler baren Geldes jährlich zum Lohn erhielt. „Ein schöner Lohn!" sagte er, wenn er hierauf zu sprechen kam. Wie doch die Anerkennung und Schätzung des Guten, das man hat, den Menschen so froh machen kann!

Nun fing er an, sich selbst eine Bibliothek anzuschaffen, wozu ihm ein braver Mann, den er deshalb sehr schätzte, behülflich war. Er pflegte immer mehrere Bücher, oft wohl einen Folianten, auf seinem Rücken mit sich auf das Feld zu nehmen, und unter einem Baume, oder auf einem Hügel, wo er seine Herde übersehen konnte, zu lesen. Wie sehr mußte ihm hierbey die freye, offene Natur zu Statten kommen!

Bey zunehmendem Alter kaufte er sich in das Georgenhospital zu Halberstadt, zugleich mit einem Bruder, der ein Schafhirt war, und mehr, als er, erübrigt hatte, der daher auch für ihn das Einkaufsgeld erlegte, und ihm manchmal von seinem Nothpfennig abgab. Beyde waren Muster der Verträgsamkeit und gegenseitigen Hülfsleistung, ungeachtet sich dieser Bruder aus Büchern gar nichts machte.

Da er im Hospitale wenig bares Geld empfing, so suchte er durch Holzspalten Geld zu verdienen, sparte an Kleidung, Essen und Trinken, und wandte alles, was er nur zusammenbringen konnte, an Bücher, deren er wohl eilf bis zwölf hundert haben

mochte, die ihn zum Theile viel Geld gekostet haben, indem er eine einzige Bibel einmal mit fünfzehn Thalern bezahlt hat, worauf leicht seine Einkünfte von einigen Jahren gegangen seyn mögen. Er selbst erklärte seine Begierde nach Büchern für eine Art von Habsucht, und pflegte, wenn er darauf zu sprechen kam, sehr bedeutend den Kopf zu schütteln. Aber so geht es mit jeder Liebhaberey. Man geht weit über das Bedürfniß hinaus. Sein Hauptfach war die Religionslehre Er las aber mitunter auch philosophische, historische, und andere Schriften, und schaffte sich dergleichen an, wenn er ihrer habhaft werden konnte. Besonders zog ihn die Geschichte an, vorzüglich die Kirchengeschichte. Die wichtigsten Begebenheiten in der christlichen Kirche und die merkwürdigsten Schicksale berühmter Männer waren ihm genau bekannt. Die Kräuterkunde hatte ihn schon als Hirten beschäftigt, und im Alter studirte er sie aus einigen ältern Büchern, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Die damit verbundene Kenntniß vieler Heilmittel aus dem Pflanzenreiche hatte er aus älteren gemeinverständlichen medicinischen Schriften geschöpft. Aber nie ließ er sich darauf ein, Quacksalbereyen zu treiben, oder den Arzt zu spielen. Die Sternkunde hatte seine Neugierde oft rege gemacht, aber er hielt diese Wissenschaft für zu schwer, als daß er einen anhaltenden Versuch hätte wagen wollen, sich auch nur hinlängliche historische Kenntnisse davon

zu erwerben. Die Verfertigung des Kalenders und die Möglichkeit der Berechnung künftiger Sonnen- und Mondfinsternisse leuchtete ihm ein. Er begriff, daß die Beständigkeit, Ordnung und Regelmäßigkeit der Hauptveränderungen am Himmel und auf der Erde gewisse Regeln an die Hand gegeben haben. Aber zu allem übrigen fehlten ihm die Vorkenntnisse.

Nie hatte er sich, wie man leicht denken kann, einen Plan seines Studirens gemacht, sondern er wurde durch ein Buch auf das andere, durch eine Vorstellung auf die andere geleitet. Dann pflegte er nach einem solchen Buche, worauf er aufmerksam gemacht war, so lange zu fragen, bis er es fand, und über die darin enthaltenen Gedanken mit seinen Freunden zu sprechen, um, wie er sich ausdrückte, das rechte Licht zu bekommen. Seine Wiß- und Forschbegierde umfaßten alles Wissenswürdige, das ihm von selbst, oder durch andere in Büchern oder in der Natur merkwürdig wurde. Es war ein Stück zum mahlen, ihn studiren zu sehen. Er saß auf einem harten Stuhle, den er sich selbst verfertiget hatte. Um ihn her befand sich eine Menge Bücher, die er nachzuschlagen pflegte. Ein Arzneyglas mit Dinte, welches sich in einem ausgehöhlten Stücke Holz befand, damit es nicht so leicht umfallen möchte, diente ihm zum Schreibzeuge. Neben sich hatte er ein Schreibbuch, in ein Stück Leder von einem alten Stiefel geheftet, um der Dauer willen, worauf er

überall zu halten pflegte, in welches er die vorkommenden merkwürdigsten Stellen schrieb. Er las, mit der Feder in der Hand, und machte Auszüge aus Büchern, die er geborgt hatte. In seinen eigenen bezeichnete er sich die wichtigsten Stellen, und hatte im Wiederfinden derselben eine solche Fertigkeit, daß er, erforderlichen Falles, genau zu bestimmen wußte, wo diese oder jene Stelle zu finden sey. Wie eifrig und thätig, wie froh und fröhlich war dieser Mann unter seinen Büchern! Unter seinen hinterlassenen Handschriften waren einige, die mehrere tausend Denksprüche enthielten, die er sich ausgezeichnet hatte. Diese machen den Mann und seinen Geschmack kenntlich genug, so wie sie seinem Verstande und Herzen Ehre machen. Andere Handschriften enthielten Auszüge aus Geschichtsbüchern, aus gelesenen und gehörten Predigten, deren Hauptinhalt er in Reime gefaßt hatte.

Er hatte, in Rücksicht auf ihn, eine große Bücherkenntniß, die er, theils durch Anführung ihrer Titel und ihres Inhaltes in den von ihm gelesenen Schriften, theils durch eine genaue Durchsicht der Büchersammlungen, die öffentlich verkauft wurden, oder solcher Sammlungen, die seinen Freunden angehörten, erlangt hatte.

Einst sprach er mit einem gelehrten Freunde darüber, daß, nach der Meinung der Gelehrten, die Sonne in der Mitte stehen, die Erde aber sich um

sie herum bewegen sollte, und hatte nur dieß Eine dagegen einzuwenden, daß die verschiedenen Bewegungen der Erdkugel es unmöglich machen würden, daß die Menschen überall aufgerichtet, und ohne niederzufallen, würden gehen und stehen können. Man suchte ihm die Sache, so gut als möglich begreiflich, zu machen, ohne daß er überzeugt zu werden schien. Des andern Tages kam er wieder, und freute sich, wie Pythagoras, der, nach langem Nachsinnen, bey Entdeckung einer gewissen Wahrheit voll Freude ausrief: „Ich hab's gefunden!" Er hatte der Sache weiter nachgedacht, und die Erinnerung an eine Fliege, die er einst auf einer künstlichen Erdkugel unten wie oben hatte herumkriechen sehen, hatte ihn überzeugt, daß die Bewohner der Erde auf ihrem Erdtheile, wenn derselbe nach unten zugekehrt sey, ohne zu fallen, sich bewegen könnten.

Als ein geschickter junger Mann, der, nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil er sich auf sein Gedächtniß nicht verlassen konnte, eine Abschrift der Predigt mit sich auf die Kanzel zu nehmen pflegte, deshalb war getadelt worden, bezeigte er seinen Unwillen darüber mit den Worten: daß er in die Kirche gehe, den Prediger anzuhören, aber nicht, um ihn anzusehen. Es war ihm also mehr darum zu thun, etwas Gutes in den Verstand und in das Herz, als etwas Angenehmes in die Augen und in's Ohr zu bekommen. Der Ausdruck „wir wollen den Leitfaden unserer Betrach-

tung wieder ergreifen" hatte einst sein Mißfallen sehr rege gemacht. „Ein Leitstrick," sagte er, wäre besser angebracht, denn der reißt nicht so leicht."

Nie hörte man eine abergläubische Aeußerung von ihm, welches wirklich viel sagen will, und richtige Begriffe voraussetzt. Darum war er auch so ruhig und furchtlos.

Außer einer ausgezeichneten Forsch- und Wißbegierde hatte er auch viele Anlage zu künstlichen Arbeiten aller Art, die er weniger andern abgelernt, als selbst erfunden hatte. Wenn er keine bestimmte Arbeit wußte, so pflegte er entweder zu lesen, oder zu schnitzen und zu künsteln. Aber alle seine Arbeiten zeichneten sich dadurch aus, daß sie sehr dauerhaft gemacht waren, wie er alles auf die Dauer einzurichten pflegte. Er hatte sich verschiedene große und kleine Werkzeuge zusammengekauft, womit er allerley verfertigte. Unter andern hatte er einen wirklich sehr künstlichen hölzernen Leuchter verfertigt, den die literarische Gesellschaft in Halberstadt besitzt.

Seine Kammer in dem Hospitale war wie die Hütte eines Einsiedlers. Den größten Raum nahmen seine Bücher ein, den übrigen allerley Instrumente zu Holzarbeiten, Wurzeln, verschiedene Holzgattungen und daraus verfertigte Arbeiten, Hausgeräthe, nach dem strengsten Gesetze der Sparsamkeit eingerichtet. Seine Lagerstätte sah kaum einem Bette ähnlich, denn ein Stroh- und Fußsack machten die

Hauptstücke aus. Es gibt keinen Namen für das Gemisch der Empfindungen, die in seinen gelehrten Freunden rege wurden, wenn sie ihn auf seiner Kammer besuchten, und den ihnen so ehrwürdigen Mann mit der edelsten Gesichtsbildung, aus der eine wahrhaft himmlische Seele sprach, in seinem nicht viel besser als härenen Rocke, in seiner ledernen, abgetragenen Mütze, auf einem harten Stuhle neben seiner Kiste, worauf sein Speisetopf unter den Büchern stand, sitzen sahen, seine rauhe Hand empfingen, sich zu ihm setzten, und in dem nämlichen Augenblicke ein Gespräch begann, das für sie eben sowohl um des Gegenstandes, als um des Mannes willen, ungemein viel Anziehendes hatte. Es war, als wenn man einen Demant vor sich hätte, dem nur darum die schlechteste Einfassung gegeben wäre, damit sein großer Werth um so mehr hervorschimmern möchte.

Sein ganzes Wissen war auf Anwendung und nützlichen Gebrauch gerichtet; es war wahrhaftige Weisheit. Er handelte, wie er dachte, und dachte, wie er handelte. „Die Praxis, die Praxis, das ist die Ausübung," sagte er oft, ist es, worauf alles ankommt. Den Glauben will ein Jeder haben, aber an die Werke will Niemand, sondern man tröstet sich mit dem todten Glauben." So sprach er nicht nur, sondern darnach handelte er auch. Auch war er ein zu einsichtsvoller Christ, als daß er Andersdenkende hätte verdammen sollen. Wenn derjenige ein recht=

gläubiger Christ ist, der immer besser zu werden sucht, so war er gewiß sehr rechtgläubig. Er übte, als ein rechter Christ, die goldene Regel: Prüfet alles, und das Gute behaltet. Manche glauben, daß es nachtheilig werden würde, wenn Leute in den niedern Ständen zu klug würden, und man hat wohl gar die Volksunruhen in verschiedenen Ländern von dieser Ursache herleiten wollen. Gründliches und nützliches Wissen, oder wahre Weisheit, kann solche Wirkungen nie haben. Unwissenheit und Dummheit, welche sich von jedem Bösewichte mißbrauchen lassen, Aberglaube und Schwärmerey, welche leicht alle Ordnung unter die Füße treten, können, wie die Geschichte beweiset, dergleichen Wirkungen eher hervorbringen. Unser Klaus kann beyde Meinungen widerlegen. Er war ein Mann, der sich durch Nachdenken über Religionswahrheiten und durch seine gesammelten nützlichen Kenntnisse aus seiner Rohheit heraus gearbeitet, und sich durch eine ungeheuchelte Frömmigkeit die edelste Denkungsart und Handlungsweise zu eigen gemacht hatte.

Seine Unabhängigkeit von äußerlichen Dingen war zum Bewundern groß. Er hatte seine körperlichen Bedürfnisse auf das Nothwendigste und Unentbehrlichste eingeschränkt, und war vollkommen Herr über sich selbst. Er konnte nicht nur froh entbehren, was ihm versagt war, sondern er entbehrte auch das gern, was er hätte haben können, versagte sich selbst vieles, was er leicht hätte erlangen können, wenn er

es hätte haben wollen. Man both ihm oft etwas zu seiner Bequemlichkeit, zu seiner Stärkung und Erquickung an, und er wies es mit großer Gleichgültigkeit von sich. Er wollte kein weicheres Lager, als er besaß, keine andern Nahrungsmittel, als diejenigen, die er einmal gewählt hatte. Sein Brot ließ er mehrere Wochen alt werden, ehe er Gebrauch davon machte, und aß es oft trocken mit einem Appetite, womit viele ihre Leckerbissen nicht genießen. Sein Alltagsrock war mit vielen aufgesetzten Stücken der beschädigten Theile versehen, und er konnte nur mit Mühe dahin gebracht werden, ihn mit einem andern zu vertauschen, bey welcher Gelegenheit er es sehr übel empfand, als einer seiner Bekannten den bey ihm sehr übel angebrachten Bewegungsgrund brauchte, daß er ja in dem alten Rocke wie ein Bettler aussähe. „Wird man denn durch den Rock ein Bettler?“ sagte er. Wenn mir nur der Rock gut genug ist, so brauchen sich ja Andere seiner nicht zu schämen.“

Sein Stab war der von ihm zu diesem Gebrauche zubereitete Stamm eines vertrockneten jungen Zitronenbaumes, den er sich von Jemanden ausgebethen hatte. Dieser machte ihm großes Vergnügen. Er hatte unterwärts einen Theil der Seitenwurzeln stehen lassen, um sich desto sicherer darauf verlassen zu können. Warmes Bier mit Brot war ihm eine liebliche Speise, das Einzige, was er in fremden Häusern anzunehmen pflegte. An Kaffeh und andere nahrlose

Getränke dachte er nicht einmal. Und so war all sein Haus- und Speisegeräth bloß nach dem äußersten Bedürfnisse eingerichtet. Dabey vermißte er aber nie etwas von dem, was er nicht hatte. Bey dieser Lebensweise brachte er sein Leben auf fünf und siebenzig Jahre, wohin es mancher andere durch eigene Schuld nicht bringt, und war weit glücklicher, als viele andere, die man glücklich preiset, weil sie alles vollauf und aufs schönste und beste haben, aber leicht ihre ganze Zufriedenheit darüber einbüßen, wenn sie die gewohnten Delikatessen einmal entbehren müssen. Wir können und sollen uns freylich nicht alle kleiden, wie David Klaus, noch seine übrige Lebensweise nachahmen; aber lernen können wir alle von ihm, wenn gleich Jeder in seinem Stande seine eigene Weise behalten muß. Wer seine äußerlichen Bedürfnisse einschränkt, vermindert seine Sorgen und vermehrt seine Zufriedenheit; jene nehmen zu und diese nimmt ab, je mehr der Bedürfnisse werden, und dieser werden desto mehr, je mehr der Mensch diesen oder jenen entbehrlichen Genuß bey sich zur Gewohnheit werden läßt, oder an entbehrlichem Zierrathe Geschmack findet. Wenn Kleidung uns deckt und wärmt, wenn Speise und Trank uns nährt, so ist der Zweck, warum wir uns kleiden, oder Speise und Trank nehmen, erreicht, ob jene von Seide oder grober Wolle ist, und diese aus Leckerbissen oder harter Kost bestehen, das ist für den eigentlichen Zweck völlig einerley. Nichts schadet

der Zufriedenheit und dem Wohlergehen der Menschen im Mittelstande und in den niedern Ständen mehr, als wenn sie ihre Bedürfnisse vermehren, in der Kleidung, im Hausgeräthe, und im Essen und Trinken sich nach den höhern Ständen richten wollen, das heißt, sich arm machen, wenn man wohlhabend seyn könnte, indem auf solche Art der unnöthige und entbehrliche Aufwand verursacht, daß der Erwerb oder die Einnahme immer weniger zureicht, daß Schulden entstehen, und zuletzt ganze Familien zu Grunde gehen. Die Wohlhabenheit nimmt in unsern Zeiten ab, weil die leidige Sucht, den höhern Ständen alles nachzumachen, zugenommen hat.

Klausens Genügsamkeit und Zufriedenheit konnte nicht übertroffen werden, und ward nur dann gestört, wenn er für arm gehalten wurde. Arm ist eigentlich derjenige, der nicht so viel hat, als er zu seiner Erhaltung nothwendig braucht. Viele halten sich für arm, die es nicht sind. Sie meinen, sie wären arm, weil sie nicht so viel haben, als Andere, oder als sie sich wünschen. David Klaus war weit davon entfernt, sich für arm zu halten. Ihn plagten daher auch die mißmuthigen Gedanken und Sorgen des eingebildeten Armen nicht; er behielt seinen Frohsinn. Einst wollte ihm Jemand, der viel Gutes von ihm gehört hatte, außer der Stadt auf der Allee ein freywilliges Geschenk an Geld machen. Er weigerte sich, es anzunehmen, weil er ja nicht arm sey, in=

dem er Kleidung, Nahrung, Wohnung und Bücher habe. Da ihm das Geschenk aufgedrungen wurde, so nahm er es unter der Bedingung an, daß es ihm erlaubt sey, den ersten besten Armen damit zu erfreuen. Dieser und ein ähnlicher Vorfall beunruhigten ihn dergestalt, daß er gegen seine Freunde den Wunsch äußerte, daß ihm doch so etwas nicht wieder begegnen möchte, weil er den wirklichen Armen nichts entziehen wolle. Wenn man etwas bey ihm anbringen wollte, so mußte es mit Manier geschehen, und er suchte es gleich durch dieses oder jenes kleine und nützliche Geschäft wieder zu vergelten, wie er denn überall da, wo er einmal bekannt war, ungeheißen und ungefordert Manches that, was er für nöthig und nützlich hielt, worin er sich auch nicht gern stören ließ. Oft waren es die unangenehmsten Geschäfte, deren Verrichtung er darum übernahm, damit, wie er sagte, es Andere nicht thun dürften.

Leute im niedrigen Stande sehen diejenigen, welche es besser haben, oft mit scheelen Augen an, und suchen sich wegen ihres mindern Wohlstandes dadurch an diesen zu rächen, daß sie Uebels von ihnen reden. Nie kam aus seinem Munde ein Wort, das die geringste Unzufriedenheit dieser Art zu erkennen gegeben hätte, und die kleinste Regung des Neides oder der Mißgunst war seinem Herzen durchaus fremd. Er hatte vollkommen genug, und fühlte sich in seiner Lage ganz glücklich. Davon zeigte seine heitere

und frohe Laune in gesunden Tagen, die, wenn er im Gespräche mit Jemanden begriffen war, ein beständiges Lächeln in seinem Gesichte unterhielt, welches nur durch eine sehr ernste Materie in Ernst verwandelt werden konnte. Von seiner Gleichmüthigkeit und Zufriedenheit mag folgender kleine Vorfall zeugen. Einst war er mit dem Kanonikus Gleim auf der Straße im Gespräche begriffen, und hatte seinen Handkorb, worin er sich sein Abendessen geholt hatte, neben sich zur Seite gesetzt. Ein Vorübergehender stieß an den Korb, und die Speise wurde verschüttet. Er lächelte über seinen Verlust, und tröstete sich damit, daß er sagte: Die Hunde werden es wohl finden. Er gönnte es ihnen gewiß gern, der alte gute Mann, der als Hirt so oft keine andere Gesellschaft, als seinen treuen Hund, gehabt hatte.. Ueberhaupt hatten Essen und Trinken für ihn den Reitz und Werth nicht, wie für viele andere Menschen. Er aß und trank mehr aus Noth, als aus Vergnügen. Mancher ist arm bey großem Gute, und mancher wieder reich bey seiner Armuth. Wer wenig Wünsche hat, wer froh entbehren kann, das nicht vermißt, was er nicht hat und nicht haben kann, wer frey von Neid und Mißgunst ist, sein Glück zu erkennen und zu schätzen weiß, und es mit ruhigem, frohem Herzen genießt, ist reich und glücklich, er mag übrigens viel oder wenig haben. Was man in seinem eigenen Herzen nicht findet, das wird man außer sich

vergebens suchen. David Klaus hatte das Glück des Lebens frühzeitig in seinem eigenen Herzen gefunden.

Er hatte ein sehr zartes Gefühl des Guten, des Rechts und Unrechts, und eine Gewissenhaftigkeit, die sein Herz und seine Hand von dem kleinsten wissentlichen Unrechte frey erhielt. Man hätte ihm alles in der Welt anvertrauen können, seine Geheimnisse und seine Güter, ohne die kleinste Veruntreuung durch Wort oder That befürchten zu dürfen. Er war darin so streng, daß er in einem vollen Hause, das man ihm anvertraut hätte, lieber Hungers gestorben wäre, als daß er ohne Wissen und Willen des Eigenthümers von dem Ueberfluße etwas zur Stillung seines Hungers genommen haben würde. Einst hatte er siebenzehn Groschen auf der Straße gefunden. Diese hob er an die fünfzehn Jahre auf, um sie dem Eigenthümer, wenn er ihn durch Erkundigung, die er fleißig anstellte, ausmitteln könnte, wieder zuzustellen. Wie viele denken wohl so edel, wie David Klaus, daß nicht der Finder, sondern nur der Verlierer ein Recht zu der verlorenen Sache habe. Verlorene Sachen insgeheim zu sich nehmen und verbergen, um sie zu behalten, weder nach dem Eigenthümer fragen, noch, wenn man ihn erfährt, demselben das Verlorene wieder geben, ist im Grunde nichts anders, als Diebstahl.

Nach dem eingeführten Gebrauche mußten die

aufzunehmenden Hospitaliten eine gewisse Summe erlegen, welche unter die übrigen vertheilt ward. Nun wurden aber einst Eheleute, die dergleichen auch erlegt hatten, und wovon ihm sowohl als seinem Bruder ein Theil zugefallen war, gewisser Umstände wegen aus dem Hospitale entfernt. Er hielt es nun für Unrecht, bey der Entfernung dieser Leute, dieses Geld zu behalten, er ersetzte es ihnen daher für sich und seinen Bruder wieder.

Er übte Wohlthätigkeit, und zwar mit vieler Schonung deren, denen er wohlthat. So hatte er der Wittwe eines angesehenen Mannes, die, wie er wußte, nicht in den besten Vermögensumständen war, einige Fuder Holz gespalten, und wollte ihr den Arbeitslohn gern schenken. Aber der Gedanke, daß es einer so angesehenen Frau doch wehthun möchte, von einem so geringen Manne, wie er war, etwas geschenkt zu erhalten, bewog ihn, für jedes Fuder Einen Groschen zu fordern, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als wenn er ihr etwas schenken wollte. Eine andere Wittwe fand er beym Eintragen eines abgeladenen Fuder Holzes beschäftigt, und both sich ihr zur Hülfe an. Nachdem das Holz eingetragen war, machte er ihr das Anerbiethen, daß er das Holz auch klein machen wolle. Sie nahm es an, und als sie ihn bezahlen wollte, erklärte er, daß er noch ein Mal wiederkommen würde, weil das Holz noch nicht klein genug sey. Er hielt Wort, vollendete

aber seine Arbeit zu einer Zeit, wo diese Frau nicht zu Hause war, um der Verlegenheit auszuweichen, dieser Wittwe sagen zu müssen, daß er keine Bezahlung verlange. Von seinen Broten, die er alle vierzehn Tage im Hospitale erhielt, pflegte er durch einen Dritten, der seinen Namen verschweigen mußte, einer dürftigen Familie abzugeben, und bisweilen fügte er auch etwas Geld hinzu. Oft kaufte er gute erbauliche Bücher, um sie an Andere zu verschenken, oder für einen geringern Preis wieder zu verkaufen, nur um die Freude zu haben, sie aufs möglichste zu verbreiten. So wahr ist es, wer nur wohlthun will, der kann es auch leicht, wo nicht auf diese, doch auf eine andere Art. Hat er kein Geld, so hat er doch wohl Brot; hat er keinen Reichthum, so hat er doch wohl guten Rath, oder eine Hand, die für Andere arbeiten, Füße, womit er Andern zu Gefallen einen Weg machen, Augen, womit er Schaden und Gefahr entdecken, Ohren, womit er den Verleumder des Nächsten hören, und einen Mund, womit er ihm widersprechen kann.

Thätigkeit und Arbeitsamkeit waren unserm guten Klaus zur andern Natur geworden. Im Sommer erwachte er mit dem anbrechenden Tage, und las. Nachher ging er an seine Handarbeit, genoß Mittags Brot, in Bier eingeweicht, und nahm Abends erst seine rechte Mahlzeit ein. Gegen zwey Uhr verließ er seine Arbeit, um sein Vorleseramt im Hospitale zu

verwalten. Ungeachtet er jährlich nur vierzehn Groschen bares Geld und alle vierzehn Tage einige Brote als Salarium dafür bekam, so betrachtete er es doch stets als ein eigentliches Amt, das auf die bestmöglichste Art verwaltet werden müßte. Er las daher nicht jedes Buch ohne Unterschied, sondern wählte nach seiner Einsicht die besten Bücher, und schaffte für sein eigenes Geld, manches nützliche Buch an, um daraus vorlesen zu können.

Ueberall, wo er hinkam, verrichtete er nützliche Geschäfte, ohne daß sie ihm aufgegeben wurden. Er war ein äußerst gemeinnütziger Mann, der gern half, wo er konnte, und seine oft unvergoltene Arbeit damit rechtfertigte, daß man nicht auf den Lohn hier in der Welt sehen müsse. Manche Leute beklagen sich über Arbeit, und meinen, daß es viel besser seyn würde, wenn sie nicht arbeiten dürften. Wahrlich, sie wissen nicht, was sie thun. Arbeit ist der Seele und dem Körper zuträglich, übt und stärkt unsere Kräfte. macht die Ruhe desto sanfter und süßer, würzt unsere Speisen besser, als indianisches Gewürz, gewährt uns angenehme Erinnerungen und Hoffnungen, verschafft uns viele Freuden, die nicht ausbleiben können, wenn wir etwas Nützliches zu Stande gebracht haben, und macht uns mit uns selbst zufrieden. Die Langeweile dagegen ist der ärgste Plagegeist der Menschen, und Müßiggang ihr Verderben. Ohne Arbeit, das ist, ohne nützlichen Gebrauch seiner Kräfte kann kein

Mensch gut seyn, oder gut bleiben, eben so wenig, als ein stehendes Wasser seine gute Beschaffenheit behalten kann.

Klausens Herz war der edelsten Empfindungen fähig, und besaß eine Güte, die in Verwunderung setzen konnte. Tag und Nacht wartete und pflegte er eine alte kranke Schwester in einem andern Hospitale. Mehrmals ließ er von dem ältesten Rheinweine holen, um sie damit zu stärken und zu erquicken, weil er von diesem Stärkungsmittel in einem Buche gelesen hatte. Ihr Tod beugte ihn sehr, weil sie ebenfalls viel gelesen hatte, und er mit ihr über das Gelesene sprechen konnte. Sie übergab ihm kurz vor ihrem Tode ein Geschenk für eine Verwandte in Schöningen mit der Bitte, dafür zu sorgen, daß es derselben sicher eingehändigt werden möchte. Ohne nachzusehen, was es seyn möchte, nahm der damals schon beynahe siebenzigjährige Greis das Päckchen, machte sich auf den Weg, und händigte es selbst dieser Person ein. Sie wollte ihn nach der Reise erquicken, aber er verbath es, kaufte sich in Schöningen Brot, trank dazu, und kehrte wieder nach Halberstadt zurück, wo er äußerst ermüdet ankam.

Wenn seinen Freunden und Bekannten ein Unfall begegnete, so nahm er Antheil daran mit einer Rührung, die sich nur in abgebrochenen Worten ausdrücken konnte. Der kleinste nützliche Dienst, der ihm oder den Seinigen geleistet ward, war ihm un-

vergeßlich. Ein gewisser Bornemann hatte als ein Knabe von zwölf Jahren seiner Mutter arbeiten helfen, da sein Vater krank war. Der nämliche Knabe wurde nach der Zeit als Mann einer seiner ersten Freunde und Wohlthäter. An diesem, so wie an dessen Familie, hing er mit der wärmsten Freundschaft, die zwar keine zärtlichen Worte machte, aber desto zärtlicher in ihren Aeußerungen war. Die nämliche Familie hatte sich seiner, da alle seine Angehörigen verstorben waren, mit vielem Edelmuthe angenommen, und ihn selbst da nicht verlassen, als sein Geist der Erde schon entflohen war.

Nicht gern sah er das Wohlseyn eines lebenden Wesens gestört. Einst fand er eine Gluckhenne im Garten in einem Gitter eingesperrt und ihre Küchlein um sie her. Es jammerte ihn, diese Geschöpfe in dem engen Kerker leiden zu sehen und klagen zu hören; er setzte sie in Freyheit, wehrte sie ab von den Plätzen, wo sie hätten schaden können, und erboth sich, dieses Geschäft fortzusetzen, weil er ja dabey zugleich lesen könnte, wie er sagte. Ueberhaupt konnte er sich über das unnöthige Quälen der Thiere sehr hart auslassen. Aber Menschenwohl und Menschenweh gingen ihm über alles. Mit dem theilnehmendsten Herzen sprach er von den Armen und Unglücklichen aller Art. Nichts konnte ihn mehr empören, als Ungerechtigkeit, Lieblosigkeit, Verleumdung, Betrug, Zank und Streit. Mit dem

Kriege wußte er sich auf keinerley Weise auszusöhnen, am wenigsten mit den Religionskriegen. Diese waren in seinen Augen ein Gräuel, und es ging über seinen Begriff, daß sich Menschen um gewisser Meinungen willen jemals haben morden können, so wie er allen Religionshaß und alle damit verbundenen Verfolgungen im Kleinen und Großen aufs stärkste verabscheute.

Man hat schon längst bemerkt, daß jeder weise und gute Mensch ein Kinderfreund ist. Auch David Klaus war es. Nichts ging über seine Freude, wenn er ein Kind fand, mit dem er sich nach seiner Art unterhalten konnte.

Viele Häuser und Familien in Halberstadt, die vielleicht seinen Namen nie nennen gehört haben, wurden von ihm geachtet und geschätzt, weil er Gutes von ihnen gehört hatte, und er nahm in der Stille Antheil an allem, was ihnen begegnete. Ja oft war ein widriges Begegniß hinreichend, um ihn für eine Familie einzunehmen. Er liebte Umgang und Gespräch. Aber freylich mußten beyde nach seinem Geschmacke, und er mußte dabey sicher seyn, daß er nicht mißverstanden würde. Gern legte er sein Buch, oder bey der Handarbeit Beil, Säge und Hammer hin, wenn er sich von nützlichen Dingen unterhalten konnte, und wenn ihm ein solches Gespräch recht behagt hatte, so erzählte er es anderer Orten wieder, weil er nicht gern etwas

Gutes für sich allein behielt. Man konnte sicher darauf rechnen, daß man in seiner Gunst sey, wenn er gern mit einem sprach, oder Bücher zum Lesen borgte. Er hatte verschiedene Häuser in der Stadt, wo er gern hinging, und er besuchte sie gewiß nicht ohne die Absicht, das Vergnügen eines guten Umgangs zu genießen. Wie viel ist für die Sittlichkeit und Tugend des Menschen gewonnen, wenn sich die guten sittlichen Empfindungen, womit unser Herz von Natur ausgestattet ist, und welche die erste Anlage zur Tugend ausmachen, nicht verlieren, sondern erhalten werden. Da findet jede Tugend einen fruchtbaren Boden. Wo sich hingegen jede gute sittliche Empfindung aus dem Herzen verloren hat, da ist im Grunde Alles verloren.

Was aber seinen guten Eigenschaften die Krone aufsetzte, war seine Anspruchlosigkeit, seine Bescheidenheit und ungeheuchelte Demuth. Man würde ihm das größte Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß er etwas Besonderes hätte vorstellen wollen. Davon war er weit entfernt. Wer konnte mehr über die Urtheile der Menschen weggesetzt seyn, wer hatte dabey weniger zu gewinnen und zu verlieren, als unser David Klaus? Gerade das war das Mittel, ihn von sich zu entfernen, wenn man zu viel Wesen mit und aus ihm machte, denn das konnte er nicht ertragen. Er wollte gar nichts vorstellen, sondern nur seyn, was er war, ohne dem,

was er war, einen großen Werth beyzulegen. Er konnte Geistes- und Herzensvorzüge über sich und neben sich nicht nur ertragen, sondern sich auch herzlich darüber freuen. Man kann nicht duldender und schonender seyn, als er es war. Er hatte ganz besonders hohe Vorstellungen von christlicher Tugend, welche er durch öftere Betrachtung des Lebens Jesu und seiner Apostel, so wie durch das Lesen erbaulicher Schriften bekommen hatte. Da er seinen großen Abstand von diesem Vorbilde christlicher Tugend beständig vor Augen hatte: so war es natürlich, daß er sich auf seinen persönlichen Werth nichts zu gute thun konnte und wollte. In seinen Gesprächen und Handlungen war nichts Gezwungenes, nichts Gekünsteltes, vielmehr zeigte sich darin eine Natürlichkeit, Kunstlosigkeit und Einfalt, die es sattsam bewiesen, daß er ein gerades Herz ohne verborgene Winkel hatte.

Wie sein Leben, so war auch sein Ende. Er hatte mehrere Monathe hindurch große Schmerzen zu erdulden, die ihm durch offene Wunden an seinen Füßen verursacht wurden. Unter diesen Umständen bewies er große Fassung und Geduld. Mit vieler Theilnahme sprach er von Gegenständen aller Art. Sein verflossenes Leben war in seinen Augen nichts weniger als fehlerfrey. Doch war er wegen seines Schicksals in dem künftigen Leben unbekümmert, weil er ein erwünschtes Loos erwartete. Aber der

Tod selbst, als eine Erfahrung, die man zum ersten Male macht, machte ihm allerley Gedanken. „Wenn der Todesberg nur erst überstiegen ist!“ sagte er mehrmals. Doch Gott wird ihn übersteigen helfen.“ Er hörte von dem Tode eines jungen Mannes. „Der ist nun herüber,“ sagte er: ich muß aber noch klettern.“ Es kamen in den letzten Tagen Phantasien, als Zeichen der äußersten Entkräftung, die wohlthätig für ihn waren, weil sie ihn seine großen Schmerzen vom Durchliegen vergessen ließen. „Hättet ihr gestern die Thür nicht zugehalten,“ sagte er in der Phantasie kurz vor seinem Tode zu den Umstehenden, so hätten mich die Engel schon abgeholt; aber sie konnten nicht herein kommen. Laßt ja heute die Thür offen, daß die Engel herein können.“ Sie kamen auch noch denselben Tag, und brachten seine Seele dahin, wo ihr ewig wohl ist. Wohl dem, der, wenn er sich von aller menschlichen Gesellschaft trennen muß, eine solche Gesellschaft in Gedanken bey sich haben kann! Er wird nicht allein, er wird nicht verlassen seyn.

David Klaus war ein sehr verständiger, frommer, nützlicher, und dabey nicht nur liebenswerther, sondern wirklich achtungswürdiger Mann, so grob auch das äußerliche Gewand war, welches ihn umgab. Darüber ist unter Allen, die ihn gekannt haben, nur Eine Stimme. Er hatte ein sehr edles,

sprechendes Gesicht, wie es an den besten Köpfen zu seyn pflegt. Ernst, Ruhe, Nachdenken und Freundlichkeit schienen sich vermischt in seinen Mienen auszudrücken. Sein Auge war das Auge des Denkers und des rechtschaffenen Mannes. Seine Worte trugen das Gepräge eines frohen und christlichen Sinnes, und schienen nicht sowohl von den Lippen, als aus dem Verstande und Herzen zu kommen. Welch ein Mann im groben Kittel! Was kann aus einem Menschen werden, wenn seine Fähigkeiten und Kräfte eine gute Richtung bekommen! Man denke sich David Klaus unter günstigen äußerlichen Umständen, was hätte aus ihm werden können! Einen edlern Charakter und mehr Herzensgüte, als er wirklich hatte, konnte er nicht bekommen, aber zu welcher Wissenschaft, zu welchen Verdiensten hätte er empor streben können!

Edle, vortreffliche Seele! Du bist nun im Lande der Liebe und des Friedens, das du hier so oft vermißt hast. Sanft ruhe deine Asche! Dein Beyspiel müsse Jeden überzeugen, daß der Mensch, er lebe übrigens in welchem Stande er wolle, durch Religion, Weisheit, Herzensgüte und nützliche Thätigkeit erst einen wahren Werth erhält! Dein Beyspiel müsse Alle lehren, daß man auch in der niedrigsten Hütte und im gröbsten Gewande sehr glückselig seyn kann, wenn man es nur wer=

den will, und es zu seyn versteht. Möchte das Gute und Edle, das sich an dir, wie an einem lieblichen Fruchtbaume, der mit einer harten Rinde umgeben ist, zeigte, anziehend für Tausende werden! Das würde hiernieden der schönste Preis deines Lebens seyn.

Ludwig XVI und seine Familie.

Ludwig XVI, König von Frankreich, wollte sich im Junius 1791, um der Gefahr, die ihm die eben damals in Paris ausgebrochene Revolution drohte, zu entgehen, in das Ausland flüchten. Allein er wurde in Varennes angehalten, und nach Paris zurückgebracht. Nicht schützte ihn, daß er die Konstitution, die ihn für unverletzlich erklärte, annahm, nicht die Würde, mit der er sich bey einem Angriffe des Pöbels auf seinen Pallast benahm. Seine Wohnung wurde wüthend bestürmt: und selbst der Heldenmuth der Schweizer, die sich für ihn aufopferten, konnte ihn nicht retten. Die, welche die Regierungsgewalt an sich gerissen hatten, beschlossen die Verhaftung der ganzen königlichen Familie.

In der Mitte des so genannten Tempelgebäudes in Paris steht ein großer, viereckichter Thurm, umgeben von vier andern in runder Form. Alle fünf Thürme laufen als spitze Kegel aus, und geben, aus der Ferne gesehen, dem Ganzen das Ansehen einer gothischen Kirche, einer Veste, die, schwarz und drohend, über Paris schwebt.

In den mittlern, viereckichten Thurm wurde die königliche Familie eingesperrt. Der Thurm war ganz von den Nebengebäuden isolirt, ein Graben darum gezogen, und mit einem Gärtchen rings um denselben durch eine hohe Mauer verschlossen. Die Fenster waren mit starken eisernen Stäben und Fensterläden geschlossen. Nur durch eine mässige Oeffnung fiel Licht von oben in die Gemächer. Den ersten Stock nahm die Küche, und den zweyten die Wache ein; die dritte Hauptetage wurde für den König eingerichtet. Es war nur ein grosser Saal, den man in einen Speisesaal, ein Schlafzimmer, und in ein Zimmer für einen Bedienten abtheilte. In der Folge ward in einem kleinen Vorsprunge, in der Form eines Thürmchens, für den König ein Kabinet zubereitet, in dem er sich mit seiner Lieblingsarbeit, Schlösser zu schmieden, beschäftigte. Die vierte Etage nahmen die Königinn; des Königs Schwester, und die beyden königlichen Kinder ein. Auch ihnen waren vier Zimmer eingerichtet, aber weniger bequem, als die des Königs. — Das Schlafzimmer des Königs war auch sein Wohnzimmer, und sein vorzüglichster Aufenthalt, wenn er nicht in dem Kabinete des Nebenthurmes arbeitete. Zwey Municipalitäts-Beamte blieben beständig um ihn. Er stand gewöhnlich um sechs Uhr auf, und las, theils auf und ab gehend, entweder Reisebeschreibungen,

oder Uebersetzungen aus dem Lateinischen. Auch war er ein großer Freund der alten römischen Litteratur, und unterrichtete selbst seinen Sohn in der lateinischen Sprache und Geographie. Vor dem Mittagstische aß er nichts; ging aber umher, tröstete seine Schwester, und sprach seiner Gemahlinn Trost zu, die mit vielem Muthe und scheinbarer Kälte ihr Schicksal ertrug. Die Fürstinnen beschäftigten sich mit der Prinzessinn. Die Mutter suchte durch Verstandesübungen und Aufgaben ihre Denkkraft und ihr Gedächtniß zu entwickeln. Die Tante nahm den Unterricht im Zeichnen über sich. Von 12 bis 1 Uhr, wenn die Wache wechselte, durfte die Familie in dem Garten frische Luft schöpfen. Die Municipal-Beamten ließen sie jedoch nie aus den Augen. Nach einer Stunde kehrte man zurück, ging zu Tische, und die Familie blieb noch einige Zeit im Speisesaale beysammen, las, gab den Kleinen Räthsel auf, und unterhielt sich auf verschiedene andere Art.

Der König sehnte sich, nach den vielen Stürmen, die ihn überfallen, und heftig erschüttert hatten, nur nach einem ungestörten Privatleben. — Man trennte sich oft spät, oft gar nicht, wenn nicht der König sich in sein Kabinet begab, um sich durch seine Lieblingsbeschäftigung zu zerstreuen. Um neun Uhr wurde gespeiset. Gleich nach dem Abendessen nahm der König von allen Abschied,

und gieng in sein Schlafgemach, welches von den Municipal-Beamten verschlossen wurde. Nur durch sieben eiserne Thüren gelangte man zu ihm. Er las noch im Bette im Livius, Seneca, oder Tacitus. Die römischen Dichter der classischen Zeit waren seine Lieblingslectüre. Fragte man ihn, ob er keine Klage habe, so antwortete er: „Ich bin zufrieden, wenn ich im Kreise meiner Familie bin."

Der Augenblick seines Todes rückte immer näher. Sein Urtheil ward gesprochen: aber seine Familie sowohl, als seine Diener, trösteten ihn mit der Hoffnung der Rettung, und einer entscheidenden Wendung seines Schicksals. Immer noch verwies man ihn auf die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes, der er selbst viel zutraute, da er ehevor von demselben vergöttert ward. Durch Liebe glaubte er sich zum Anspruch auf die Liebe der Nation berechtigt. Und doch ahndete er sein Schicksal, und führte oft den englischen König zum Beyspiele an, wenn man ihn von der Unmöglichkeit so einer Gräuelthat überzeugen wollte. Einer seiner Vertheidiger hinterbrachte ihm zuerst die Nachricht von dem über ihn gefällten Todesurtheil, und setzte bey: „Sire, noch sind die Bösewichter nicht am Ziele! Alles, was rechtschaffen denkt, wird sich um Euere Majestät sammeln, Sie retten, oder mit Ihnen sterben!" „Nein, erwiderte der König, nein! Ein solcher Schritt würde viele

Menschen in Gefahr setzen, und den Bürgerkrieg in Paris anfachen. Ich will lieber sterben. Untersagen Sie in meinem Nahmen meinen Freunden jeden Versuch zu meiner Rettung. Der König stirbt nicht in Frankreich." *) Aber doch soll er wirklich gehofft haben. Er kämpfte zwischen der Aussicht auf Rettung, und seiner innern Ueberzeugung von der Gewißheit seines nahen Todes. Die Gegenstände um ihn wurden trüber, düsterer, die schwarze Gewißheit mahlte sich im Trotze, im Schrecken, in unterdrückter Angst auf den Gesichtern derer, die ihn umgaben. Garat las ihm sein Todesurtheil auf den kommenden Tag vor. Er hörte es gefaßt, und mit christlichem Muthe an, und verlangte nur einen dreytägigen Aufschub, um wegen des Schicksals seiner Familie indessen mehr Gewißheit zu erlangen, und um einen Priester, der den neuen Eid nicht geleistet. Der Aufschub wurde ihm versagt; der Geistliche zugestanden. Der König bath sich selbst den Abt Edgeworth von Frimont zum Beichtvater aus, aß, wie gewöhnlich, entschuldigte die Böseweichter, die ihn verurtheilt hatten, gab seinen Kindern fromme und christliche Lehren, empfahl ihnen, den Mördern

---

*) Eine Weissagung, die nach zwanzig Jahren in Erfüllung ging.

ihres Vaters zu verzeihen, und ertheilte ihnen sei-
nen letzten Segen. Die Königinn äußerte den
lebhaften Wunsch, mit der Familie die ganze Nacht
bey ihm zuzubringen; er aber lehnte es ab, weil
er der Ruhe bedürfe. Kaum aber hatte sich die
Familie entfernt, als er von der Schildwache ver-
langte, sie nicht wieder zu ihm zu lassen, weil der
Auftritt ihn zu gewaltsam erschüttern würde. Er
blieb noch einige Zeit mit dem Abte allein, legte
sich genau um Mitternacht zur Ruhe, und schlief
bis fünf Uhr, als die Trommel ihn weckte. Um
sechs Uhr las der Abt die Messe, und reichte dem
Könige das Abendmahl. Gegen neun Uhr mach-
ten sie sich auf den Weg zum Blutgerüste. Als
der König zufällig noch den Schliesser Matthieu
bemerkte, den er Tages vorher etwas hart ange-
fahren hatte, bath er ihn mit den Worten um
Verzeihung: „Es thut mir leid, Matthieu, dich
beleidigt zu haben.“ Unterwegs las er Gebethe
für die Sterbenden. Er sah nun sein Volk wie-
der, er, der so oft von demselben mit Triumph
und Jubel empfangen wurde, wenn er aus Ver-
sailles einmal seine Pariser besuchte. Der sich ih-
nen anvertraut hatte, fuhr nun in schwarzer Sün-
derkutsche durch selbes hin, und „Tod! Tod!“
verkündigten ihm die schweigenden Reihen. „Keine
Rettung!“ sprachen die starren, auf ihn gerichte-
ren Augen von Hunderttausenden. Er ward un-

ruhiger. Da stand das Blutgerüst. Die Nationalgarden schlossen den Kreis. Der König betrat das Schaffot. Der Henker faßte seine Hand. Jetzt ergriff ihn Hoffnungslosigkeit und Tod allmählich. Er wandte sich zu seinem Volke, um die Stimme des Mitleides anzuflehen. Da wirbelten die Trommeln, auf Befehl des Unmenschen Santerre. „Ich bin verloren!“ waren seine letzten Worte, die nur wenige verstehen konnten. Er entkleidete sich allein. Die Hände wurden ihm mit seinem Taschentuche gebunden. Im Augenblicke, als das Mordbeil fiel, rief ihm der Abt zu: „Sohn des heiligen Ludwigs, fahre gen Himmel!“ Das Haupt des unglücklichen neununddreißigjährigen Königes wurde den Bürgern von Paris gezeigt. Sie schwenkten die Hüte, und jauchzten in Wuth, Verzweiflung und Furcht vor dem entmenschten Tyrannen.

Nicht damit zufrieden, wurde der achtjährige Prinz seiner Mutter entrissen, und einem rohen Schuhmacher zur Verpflegung übergeben, der ihn mit Härte und Grausamkeit behandelte. Nur die junge Prinzessinn und des Königs Schwester Elisabeth durften bey der Königinn bleiben. Aber nicht lange: und man trennte die nahmenlos unglückliche Mutter von ihrer Tochter und ihrer Schwägerinn, und sperrte sie in ein feuchtes, ungesundes Gefängniß. Was sie hier, getrennt von

ihren Kindern und ihrer Schwägerinn, litt, beschreibt keine Feder. Drey Tage und drey Nächte hintereinander dauerte ihr Verhör. Unendlicher Schmerz, und das Gefühl der Rettungslosigkeit nagte von dieser Zeit an am Herzen der Unglücklichen, da einige Versuche, sie zu befreyen, mißlungen waren. Man behandelte die Kaisertochter, wie eine gemeine Verbrecherinn. Mit großer Seelenruhe hörte sie ihr Urtheil an. Ohne geistliche Beyhülfe knieete sie allein vor Gott nieder, bethete lange für sich, legte sich dann nieder, schlief einige Stunden ruhig, und ging den folgenden Morgen, von den Flüchen eines unselig verirrten Volkes umgeben, muthvoll, in einem Alter von siebenunddreißig Jahren, dem Tode entgegen. Sie verlor ihren hohen Geist weder auf dem Karren, noch auf dem Blutgerüste, und zeigte sich eben so groß im Tode, als im Leben. Aber ihr Heroismus fiel nicht einmal auf: Paris war schon in tiefe Knechtschaft seiner Wüthriche versunken.

Ein halbes Jahr später verblutete auch die Schwester des Königs, dreißig Jahre alt, unter dem Henkerbeile mit einer beyspiellosen Standhaftigkeit.

Härte und Barbarey ohne Beyspiel, mit der man den achtjährigen Kronprinzen, den man aus Schooße seiner Aeltern gerissen, und jahrelang allein versperrt hatte, überlieferten auch dieses Schlachtopfer des Tollsinns, in einem Alter von zehn Jahren, dem Tode.

Nach sechs Monathen wurde endlich die siebenzehnjährige Tochter Ludwigs aus dem Gefängnisse befreyt, nachdem sie dritthalb Jahre darin geschmachtet, und Vater, Mutter, Bruder, und Tante verloren hatte. Mit Ludwig XVIII kehrte sie aus England, wohin sie geflüchtet war, wieder in ihr Vaterland zurück.

Inhalt.

Seite

Der Hirtenknabe 1
Die Unschuld auf der Blutbühne . . . 43
Der Triumph kindlicher Liebe 49
Rettung für Rettung 71
Das Opfer kindlicher Liebe. 80
Lohn des Vertrauens auf Gott 97
Das Kind der Natur 112
Großmuth um Großmuth 152
Der ehrliche Klaus 157
Ludwig XVI. und seine Familie . . . 184

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

IV, 1915,

mit gest. Front u. gest. Titel

durchgehend etwas stockfl.

BgE

nicht bei Holzm.-B.

4343

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rührende und lehrreiche Erzählungen für die Jugend

München 1818

Paed.pr. 4461 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762043-9